



Zugeeignet

Widmungen in Büchern der Nachlassbibliotheken des Brenner-Archivs

Innsbruck, Oktober 2020 – März 2021

Eine Vitrinenausstellung mit Beiträgen von
Markus Ender, Christine Riccabona, Ursula A. Schneider, Michael Schorner,
Annette Steinsiek, Ulrike Tanzer, Anton Unterkircher, Erika Wimmer, Irene Zanol

Zugeeignet. Widmungen in Büchern der Nachlassbibliotheken des Brenner-Archivs

Eine Vitrinenausstellung mit Beiträgen von Markus Ender, Christine Riccabona, Ursula A. Schneider, Michael Schorner, Annette Steinsiek, Ulrike Tanzer, Anton Unterkircher, Erika Wimmer, Irene Zanol

Ein Buch mit einer Widmung zu versehen, ist eine alte Gepflogenheit. Diese kleinen handschriftlichen Paratexte haben's in sich, sie sind zumeist anlassbezogen und performativ: Sie drücken nicht nur Freundschaft und Wertschätzung aus, sie beinhalten oft auch subtile Botschaften, die nur durch die persönliche Beziehung zu verstehen sind, verbergen manchmal ein Kalkül, manchmal vermitteln sie eine distanzierende Geste, oft halten sie die Erinnerung an eine Begegnung fest.

In den Nachlassbibliotheken des Brenner-Archivs befinden sich 4038 Widmungsexemplare. Hier ist eine kleine erlesene Auswahl von 11 Beispielen ins Bild gerückt. Die dazu verfassten Beiträge von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Brenner-Archivs erzählen die Hintergrundgeschichten. Die Vitrinenausstellung mit den Originalen ist bis März 2021 im Brenner-Archiv zu sehen.

Christine Riccabona

Inhalt

Friedrich Achleitner den „Lieben“, Hermine und Othmar Costa Ulrike Tanzer	4
Theodor W. Adorno dem „wirklich ehrwürdigen Baron von Ficker “ Christine Riccabona	6
Sir Galahad an Fritz von Herzmanowsky-Orlando Irene Zanol	8
Über die Widmung als Element eines Versicherungssystems. Mario Wirz, Michael Guttenbrunner, Karl Lubomirski Annette Steinsiek	10
Robert Michel an Ludwig von Ficker Markus Ender	13
Martina Wied an Ludwig von Ficker Markus Ender	16
Stella Rotenberg an Hermann Kuprian Anton Unterkircher	20
Georg Trakl dem „Lande Tirol“ Anton Unterkircher	22
Jehane Kuhn an Ernst und Charlotte von Glasersfeld Michael Schorner	24
Guido Iori an Karl Felix Wolff Ursula A. Schneider	26
Joseph Zoderer für Otto Grünmandl nach dessen „witziger Lesung“ Erika Wimmer	29

Friedrich Achleitner den „Lieben“, Hermine und Othmar Costa

Friedrich Achleitner: *wortgesindel* (Zsolnay 2015)
Nachlass-Bibliothek Othmar Costa, Sig. I 65-53

Meine Lieben,
bitte nicht lesen,
gleich wegwerfen,
auf keinen Fall zurückschicken!
Euer Fritz

15.3.15

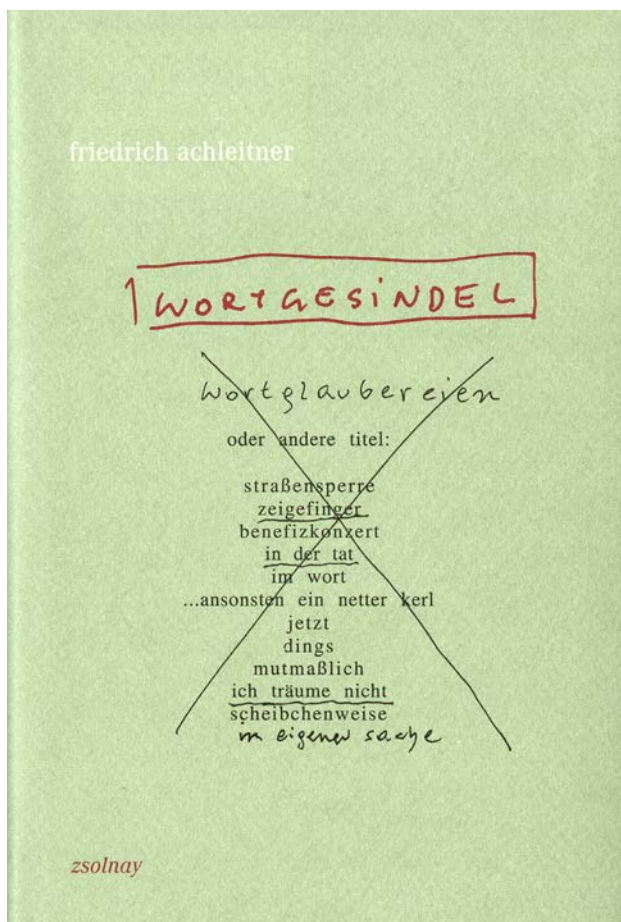
Der Tiroler Musikpädagoge, Dirigent und Leiter der Abteilung Ernste Musik beim ORF-Radio Tirol Othmar Costa (1928–2018) hatte den Architekten und Schriftsteller Friedrich Achleitner (1930–2019), einen gebürtigen Innviertler, über Wilfried Kirsch in Wien kennengelernt. Beide blieben jahrzehntelang in Freundschaft verbunden.

In Othmar Costas Nachlass finden sich Briefe und Postkarten von Friedrich Achleitner und seiner Frau Barbara an Othmar und Hermine Costa, meist zu familiären Anlässen geschrieben, sowie sieben belletristische und essayistische Bände Friedrich Achleitners mit Widmungen an das Ehepaar Costa. Der Ton ist herzlich und vertraut, sprachspielerisch-witzig. So heißt es etwa in der Anrede des Briefes vom 21. Dezember 1969: „liebe othmarhermi / lieber hermi othmar / liebebeidezwei“. Der Inhalt lässt sich knapp zusammenfassen: Hermine Costas Weihnachtsbäckerei ist beschädigt in Wien eingetroffen, Friedrich Achleitner muss aufgrund einer Grippe das Bett hüten („ein weihnachtsgripper!“), der Weihnachtsbesuch daher verschoben werden („wir werden dann weihnachten feiern, daß nur der teufel so los ist“). Der enggetippte Brief ist ein Feuerwerk an sprachlichen Einfällen; Nonsense und intertextuellen Verweisen, ein virtuoses Spiel, das beide Seiten beherrschen. So findet sich etwa im Nachlass eine parodistische Auseinandersetzung Othmar Costas mit Achleitners *quadratroman* (1973) mit dem lapidaren Titel *Kulturbeilage*. Achleitner hatte sich nach seinem Studium bei Clemens Holzmeister Ende der 1950er Jahre der Literatur zugewandt. Als Mitglied der Wiener Gruppe experimentierte er vor allem mit dem Innviertler Dialekt, den er in seinen Gedichten in völlig neuen Verfahrensweisen und Zusammenhängen verwendete. 1959 erschien der Band „hosn rosn baa“ mit Dialektgedichten von Achleitner, Artmann und Rühm.

Erst Jahrzehnte später kehrte der vielfach ausgezeichnete Architekturkritiker und Professor für Theorie und Geschichte der Architektur an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien wieder zur Literatur zurück. In den rasch aufeinanderfolgenden Kurzprosaabänden *einschlafgeschichten* (2003), *wiener linien* (2004), *und oder oder und* (2006), *der sprin-*



gende punkt (2009) und wortgesindel (2015) zeigt sich in nuce Achleitners präziser Umgang mit der Sprache – die tiefsinnig-witzigen Miniaturen gehen Wörtern und Redewendungen auf den Grund, Phrasen werden aufs Korn genommen und bis zur Kenntlichkeit demaskiert, neudeutsche Begriffe wie „o-ton“ oder „scheibchenweise“ hinterfragt. Die Sprachtraditionen, die in diesen kleinen, subtilen Texten, sichtbar werden, reichen von Johann Nestroy und Karl Kraus bis zu den Sprachphilosophen der Jahrhundertwende. Ein Zitat des aus



Böhmen stammenden, jüdischen Philosophen und Schriftstellers Fritz Mauthner (1849–1923) ist dem Band als Motto vorangestellt: „Sprache ist ein Werkzeug, mit dem sich die Wirklichkeit nicht fassen läßt.“ – Auf dem Buchcover ist die Suche nach einem passenden Titel für die Textsammlung abgebildet. Unter den Begriffen, die offenbar zur engeren Wahl standen, findet sich „Wortgläubereien“. „Wortklauber“, so heißt es im Grimmschen Wörterbuch, kam im 18. Jahrhundert auf und hat folgende Bedeutungen: „1) wer mit dem eigenen wort oder dem eines anderen kleinlich umgeht, sprachpedant, nörgeler, sophist; 2) als abschätzigbezeichnung eines sprachgelehrten“. Bei Achleitner ist „Wortgläubereien“ nicht mit „k“, sondern mit „g“ geschrieben. Abgesehen von der süddeutschen Aussprache, die harte Konsonanten weich klingen lässt, macht diese Schreibung noch etwas Anderes deutlich: den Glauben an das Werkzeug der Sprache, nicht im Sinne einer unreflektierten Hal-

tung, sondern eines Ernstnehmens. Insofern ist auch die Wortneuschöpfung „Wortgesindel“ programmatisch – kein Wort, so unauffällig, alltäglich, scheinbar nebensächlich es auch erscheinen mag, ist zu unwichtig, um nicht zum Nachspüren und Nachsinnen, zum Assoziieren und Reflektieren anzuregen – und die Widmung spiegelt dies wider.

Ulrike Tanzer

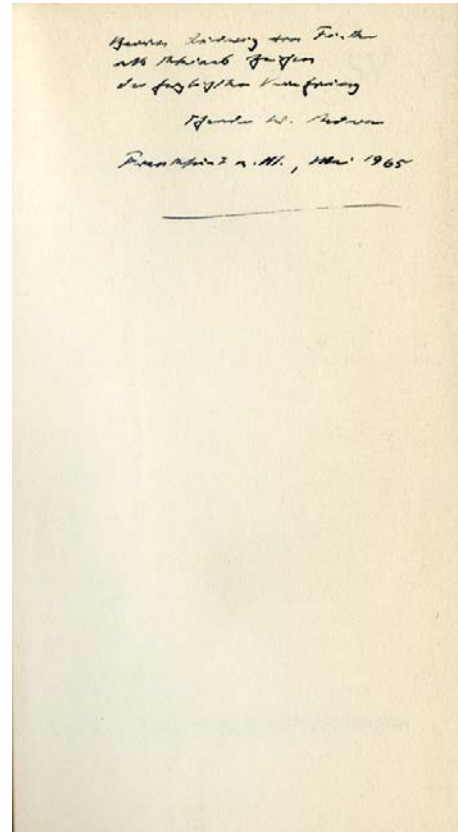
Theodor W. Adorno dem „wirklich ehrwürdigen Baron von Ficker“

Theodor W. Adorno: *Noten zur Literatur III* (Suhrkamp 1965)
Nachlass-Bibliothek Ludwig von Ficker, Sig. BA II - 203

Herrn Ludwig von Ficker
ein kleines Zeichen
der herzlichen Verehrung

Theodor W. Adorno

Frankfurt a. M., Mai 1965



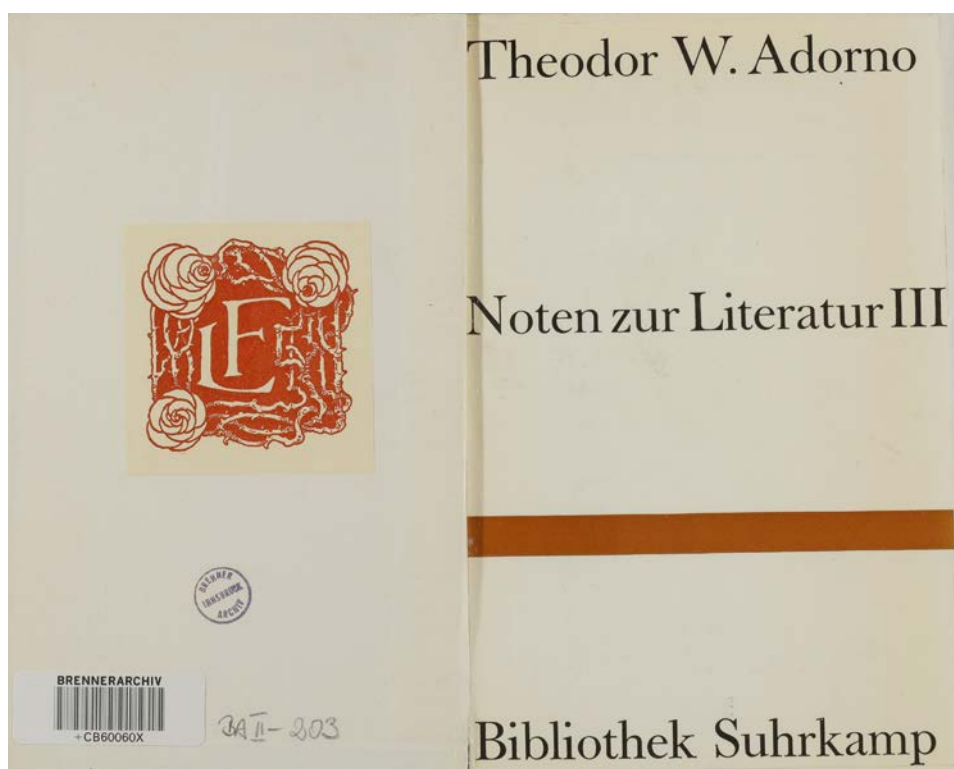
Im April 1965 schrieb Adorno an die mit Ludwig von Ficker befreundete Lotte Tobisch, dass er gerne dem „wirklich ehrwürdigen Baron von Ficker“^[1] zum Geburtstag gratulieren würde. Durch die gemeinsame Freundin vermittelt erhielt Ficker schließlich einen Brief von Adorno mit verspäteten Glückwünschen und diesem Exemplar des soeben erschienenen Bandes *Noten zur Literatur III* mit eigenhändiger Widmung. Der Brief Adornos zeugt von Wertschätzung für Ficker als „eine der integersten Gestalten aus dem literarischen Bereich“^[2], als Förderer Trakls und Herausgeber des *Brenner*, mit dem Adorno von Jugend an vertraut war.

Noten zur Literatur III enthält literarische Essays u. a. zu Karl Kraus und Hölderlin, der allerdings auch eine messerscharfe Kritik an Martin Heideggers Hölderlinbild beinhaltet. Ficker stand dem Philosophen Heidegger seit den fünfziger Jahren freundschaftlich nahe und er sah gerade in Heideggers Essays zu Trakl und Hölderlin den Inbegriff seines dichterisch-philosophischen Denkens. Die kritische Distanz Adornos zu Heideggers Philosophie musste Ficker bekannt sein, Adorno konnte daher in seinem Brief auch offen von „nicht koinzidierenden Positionen“ sprechen. Die Divergenz von Adorno und Heidegger (und es ist geradezu typisch für Ficker, dass bei ihm Fäden der Unvereinbarkeiten zusammenliefen) war so offenkundig, dass Lotte Tobisch ganz unverblümt Adorno berichten konnte: „Noch etwas – ein gspäßiger Zufall: Ich sah in Innsbruck Heidegger – auf Entfernung – und [Ludwig von] Ficker begrüßte mich mit den Worten: ‚Eben ist Heidegger von mir weggegangen, schade, daß Sie nicht ein bissl früher gekommen sind!‘ Na, das wäre was gewesen, wenn ich ihn getroffen hätte und ihm erzählt hätte, daß ich grad von Euch komme!“^[3]

Das „kleine Zeichen“ der Verehrung sowie die später von Adorno an Ficker gesandten *Meditationen* bedeuteten für Ficker allerdings eine irritierende Konfrontation mit Adornos Negativer Dialektik und mit der kritischen Dekonstruktion der Philosophie und Seinsleh-

re Heideggers. Ficker sah in Adornos „Positionen“ jedes noch so subtil philosophisch und eschatologisch ins Positive gewendete Denken einer unerbittlichen Revision preisgegeben. Aber Ficker stellte sich dieser Herausforderung:

So teilte Ficker Lotte Tobisch mit: „ich bin eben von manchem ergriffen, das Adorno nur unter stärksten Vorbehalt gelten läßt – doch immer so, daß es unter dessen Begründung auch mir wiederum bis auf den Grund einzuleuchten beginnt“[4]. Und wenige Tage später: „Im Hinblick auf ihn habe ich mir übrigens noch einiges durch den Kopf gehen lassen, das mich beunruhigt, gerade weil es sich auf Bewunderungswürdiges und scheinbar Unanfechtbares bezieht.“[5] [...] Liebe Lotte, im Grunde ist doch wieder glasklar – alles, was Adorno zu bedenken gibt, das stimmt schon. L.F.“[6]



Adorno, der Denker der Kritischen Theorie und Kulturkritiker, reicht Ficker über Trennendes hinweg in seinem Brief die Hände: „aber es gibt ein Anderes, in sogenannter Weltanschauung nicht Auszudrückendes, was tiefer ist – wodurch ich mich Ihnen erst recht verbunden fühle.“[7]

Christine Riccabona

[1] Theodor W. Adorno, Lotte Tobisch: Der private Briefwechsel. Hg: Bernhard Kraller, Heinz Steiner, Graz: Droschl, 2003, S. 104.

[2] Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1940 – 1967. Innsbruck: Haymon, 1996, S. 384.

[3] Theodor W. Adorno, Lotte Tobisch: Der private Briefwechsel. Hg: Bernhard Kraller, Heinz Steiner, Graz: Droschl, 2003, S. 31f.

[4] Anm. 2, S. 404.

[5] Ebenda, S. 407.

[6] Kopiersammlung Briefwechsel Ludwig von Ficker, Forschungsinstitut Brenner-Archiv.

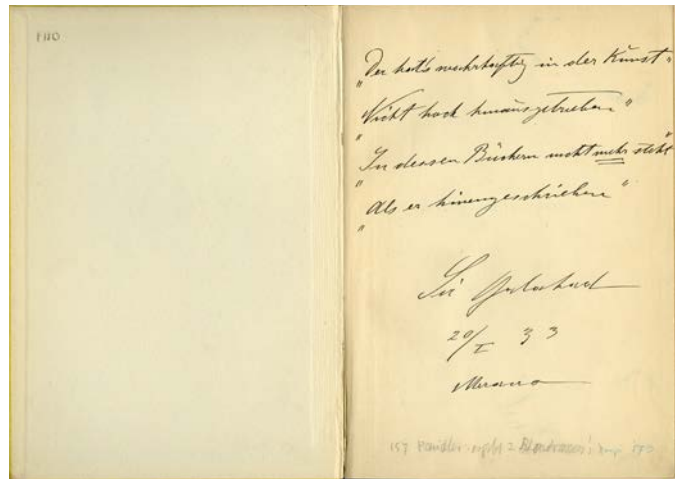
[7] Anm. 2, S. 384.

Sir Galahad an Fritz von Herzmanowsky-Orlando

Sir Galahad (d. i. Bertha Eckstein-Diener): *Mütter und Amazonen. Ein Umriss weiblicher Reiche* (Albert Langen 1932)

Nachlass-Bibliothek Fritz von Herzmanowsky-Orlando, Slg. 10/330

Der hat's wahrhaftig in der Kunst
Nicht hoch hinausgetrieben
In dessen Büchern nicht mehr steht
Als er hineingeschrieben
Sir Galahad
20/II 33
Merano



„Dies ist die erste weibliche Kulturgeschichte“, schreibt Sir Galahad in der Vorrede zu *Mütter und Amazonen. Ein Umriss weiblicher Reiche* (1932) und beginnt das Werk mit dem be-

rühmt gewordenen Satz „Am Anfang war die Frau.“ Dass es für diese „provokante Eröffnungsgeste wie für das ganze Unternehmen“ einigen Mutes bedurfte betont Evelyne Polt-Heinzl in ihrem Portrait Sir Galahads, entstand es doch „[i]n einem Klima, in dem Otto Weininger und Karl Kraus einerseits und der sich formierende Nationalsozialismus andererseits die öffentliche Stimmung prägten“.[1] Doch wer ist Träger*in des androgyn wirkenden Pseudonyms, das auf den makellosten Ritter der Tafelrunde verweist?

Die aus dem Wiener Großbürgertum stammende Schriftstellerin Bertha Eckstein-Diener (1874–1948), musste sich im Unterschied zu ihren Brüdern Bildung und Freiheit selbst verschaffen und publizierte nach mehreren Jahren, die sie auf Reisen verbrachte, ab 1907 Feuilletons und Reisebücher, kulturgeschichtliche Untersuchungen und Romane.



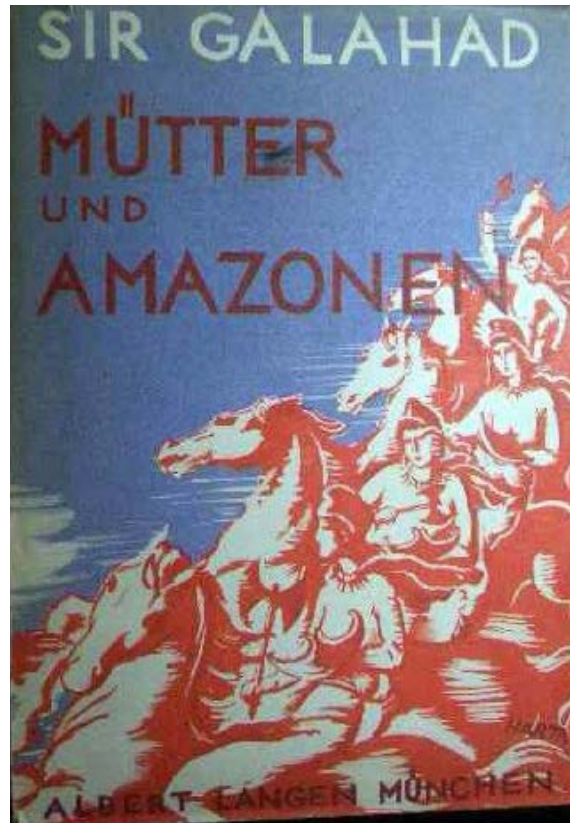
Das Pseudonym Sir Galahad wählte sie nicht nur in ihren Publikationen, sondern auch in den Briefen an Fritz von Herzmanowsky-Orlando, aus dessen Besitz das vorliegende Widmungsexemplar stammt. Der wie Sir Galahad an Matriarchats- und Androgynitätsmythen, sowie an Okkultismus und Geheimwissenschaften interessierte Schriftsteller hatte „schon seit langem vor, mit ihr in Verbindung zu kommen“, schrieb er 1929 an Kristina Pfeiffer-Raimund, „aber immer kommt etwas dazwischen“.[2] Im Sommer 1932 – während oder kurz nach der Lektüre der soeben erschienenen *Mütter und Amazonen* – trat er schließlich mit Sir Galahad, „einer der interessantesten Frauen“[3], brieflich in Kontakt und es entwickelte sich von Beginn an ein produktiver Austausch der beiden. Sir Galahad zeigte sich in ihrem ersten Brief an FHO vom 17. Juli 1932 begeistert von dessen erstem Brief:

Sehr geehrter Herr!

Gott sei Dank, Sie sind kein Frauenverein! Kein „politischer“, kein „sozialer“, kein „fortschrittlicher“, kein „mazdanianischer“ und Sie verlangen nicht von mir, dass ich „voranschreite“ oder mich „an die Spitze stelle“ oder „einen Vortrag halte“ oder wenigstens „mein Visier lüfte“ oder endlich sage, ob ich „Sibyl“ aus den „Kegelschnitten“ bin, sondern Sie schreiben mir ganz einfach einen netten Brief; bravo![4]

Zu einem ersten Treffen ist es Ende 1932 in Meran gekommen, wo sich Sir Galahad von Dezember 1932 bis Januar 1933 für einige Wochen zur Erholung von einer Angina aufhielt, aber auch, um sich für ein geplantes Buchprojekt über Byzanz mit FHO auszutauschen. Dieser schrieb am 29. Januar 1933 an die Schriftstellerin Margret Nauheim-Naval: „Wir haben jetzt interessante Wochen gehabt. Sir Galahad war hier – gleich der erste Besuch dauerte 11 Stunden.“[5] Durch Anmeldungen auf Visitenkarten sind mehrere Treffen belegt [6] – es ist anzunehmen, dass die Autorin das vorliegende Exemplar von *Mütter und Amazonen* bei einem ihrer letzten Besuche vor der Abreise aus Meran für FHO signierte.

Der fasste sein Urteil schon ein halbes Jahr zuvor zusammen: „Wir lasen jetzt das wunderschöne Buch: Sir Galahad ‚Mütter & Amazonen‘. Kennen Sie es? wenn nicht: lesen! Hoffentlich ist sie Prophetin.“[7]



Irene Zanol

[1] Evelyne Polt-Heinzl: „So eine Spur im Schnee zu ziehen, vernichtet jede Spur im Kopf“. Sir Galahad (1874–1948). In: [Diess.]: Zeitlos. Neun Porträts. Von der ersten Krimiautorin Österreichs bis zur ersten Satirikerin Deutschlands. Wien: Milena, 2005, S. 52-75, hier S. 60.

[2] FHO an Kristina Pfeiffer-Raimund, 9.12.1929. In: Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Sämtliche Werke, Bd. VIII: Ausgewählte Briefwechsel 1885 bis 1954. Hg. und kommentiert von Max Reinisch. Salzburg, Wien: Residenz, 1989, S. 221-222, hier S. 221.

[3] Ebd.

[4] Sir Galahad an FHO, 17.7.1932. In: Anm. 2, S. 252–253, hier S. 252.

[5] FHO an Margret Nauheim-Naval, 29.1.1933. In: Anm. 2, S. 508.

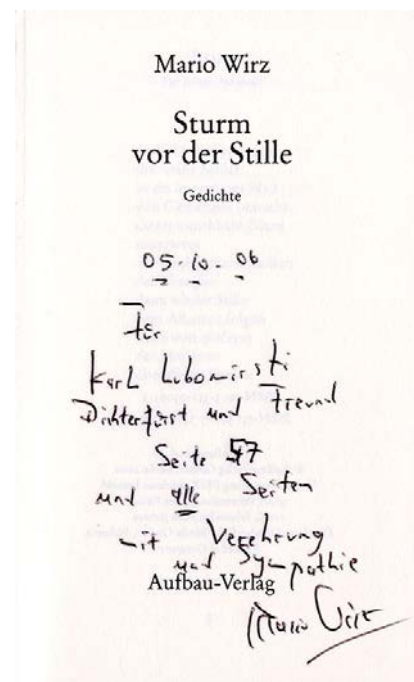
[6] Vgl. FIBA, Nachlass FHO, Sign. 10-27-18.

[7] FHO an Karl Wolfskehl, 28.7.1932. In: Anm. 2, S. 247–248, hier S. 247.

Über die Widmung als Element eines Versicherungssystems. Mario Wirz, Michael Guttenbrunner, Karl Lubomirski

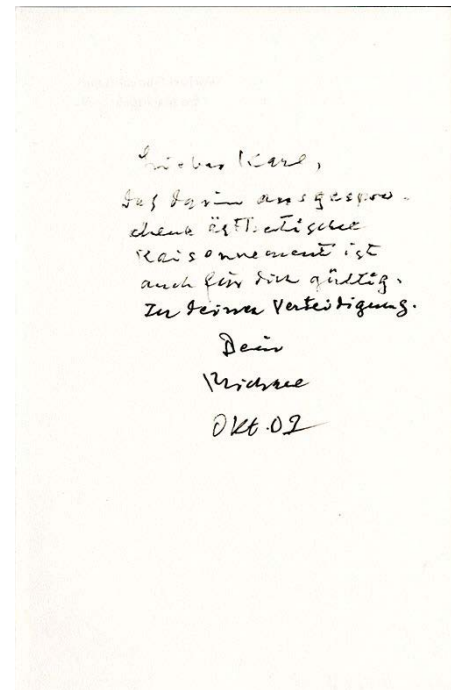
Mario Wirz: *Sturm vor der Stille*. Gedichte (Berlin: Aufbau 2006)
Vorlass-Bibliothek Karl Lubomirski, Sig. 235-155

05.10.06
Für
Karl Lubomirski
Dichterpfort und Freund
Seite 57
und alle Seiten
mit Verehrung
und Sympathie
Mario Wirz



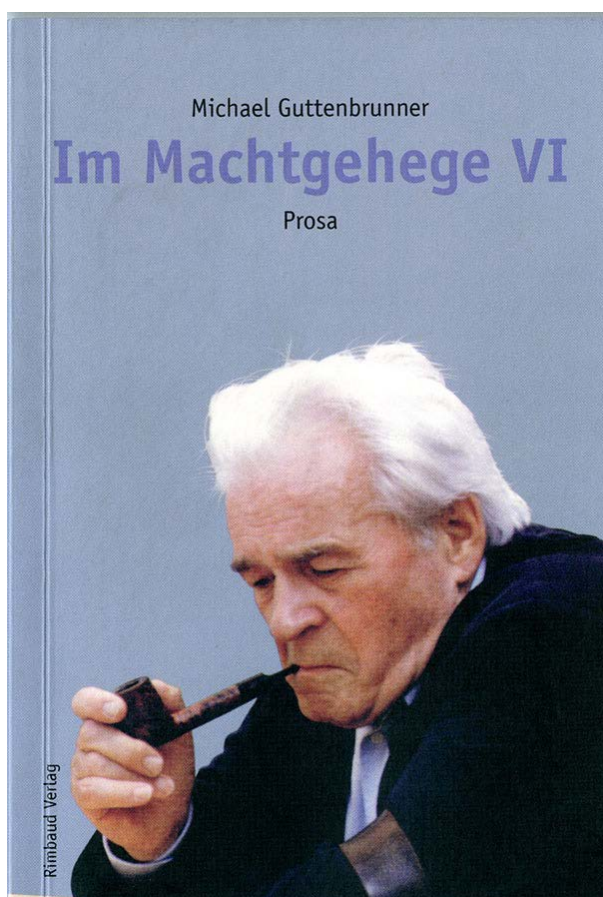
Michael Guttenbrunner: *Im Machtgehege VI*
(Aachen: Rimbaud 2002)
Vorlass-Bibliothek Karl Lubomirski, Sig. 235-157

Lieber Karl,
das darin ausgesprochene ästhetische Raisonement
ist auch für dich gültig, zu deiner Verteidigung.
Dein Michael
Okt. 02



Ich konnte mich nicht entscheiden... sollte ich die Widmung von Mario Wirz (1956–2013) oder die von Michael Guttenbrunner (1919–2004) an Karl Lubomirski in einem kurzen Essay vorstellen? Die aufgeregte oder die abgeklärte? Beide schienen mehr zu sein als ein Produkt flüchtiger Bekanntschaft oder eines singulären Anlasses und luden zur Erforschung der Geschichte ihres Kontextes und also der Qualität des Kontaktes ein. Welcher Person, welchem Dichter sollte und wollte ich weiter nachgehen? Wirz ist in Österreich unbekannt, aber lohnt eine Beschäftigung. Guttenbrunner ist in Österreich weithin bekannt, nicht zuletzt als expliziter Adept von Karl Kraus, und findet sich als Briefpartner in einigen Beständen des Forschungsinstituts Brenner-Archiv. Ein Blick in die Korrespondenzen im Vorlass des 1939 in Tirol geborenen, seit 1962 in Italien lebenden Karl Lubomirski zeigte, dass sowohl Wirz (von 2001 bis 2013) als auch Guttenbrunner (von 1999 bis zu seinem Tod 2004) mit ihm jeweils in intensivem Briefkontakt gestanden haben. Beide schätzten sein Schreiben, er das ihre.

Im Rahmen der Korrespondenz erweist sich die von Wirz in der Widmung verwendete Bezeichnung „Dichturfürst“ nicht als devot oder als Schleimerei. Sie subsumiert den Dank für vielfache Unterstützungen und den Ausdruck von Respekt, sie war zu dem Zeitpunkt seit langem verwendet worden und blieb es bis zum Ende der Beziehung, dem Tod von Mario Wirz. Guttenbrunners Widmung greift auf Gemeinsamkeit zu, die nur die Beteiligten kennen. Mit Guttenbrunner einte Lubomirski der Versuch, eine Grenze zu behaupten zwischen ehrlicher, „existenzgespeister“, bis in Feinheiten gestalteter Literatur und der von Erwartungen, Steuerungen, Moden beeinflussten, zu der beide die konkrete und die Dialekt-Poesie zählten.

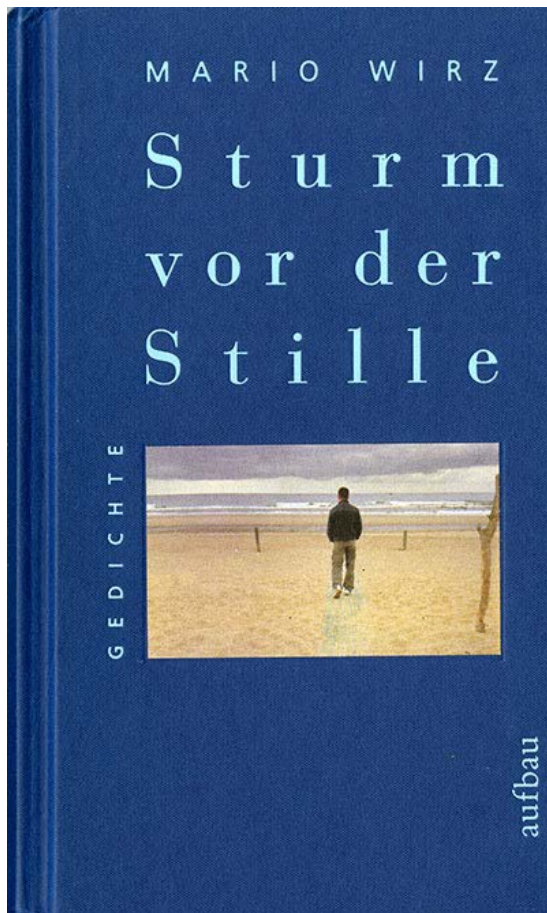
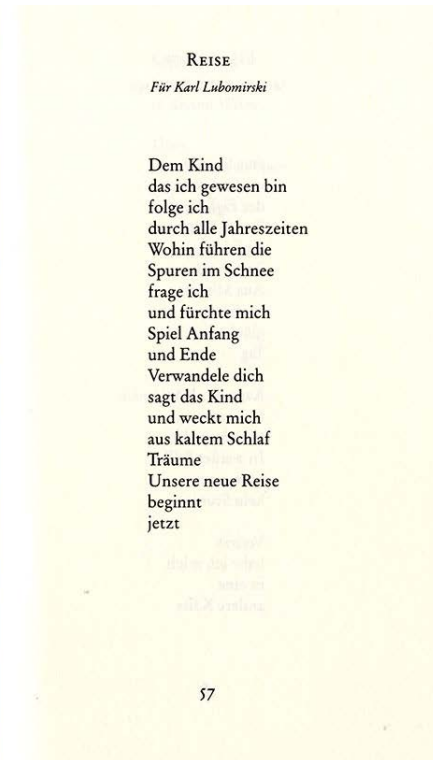
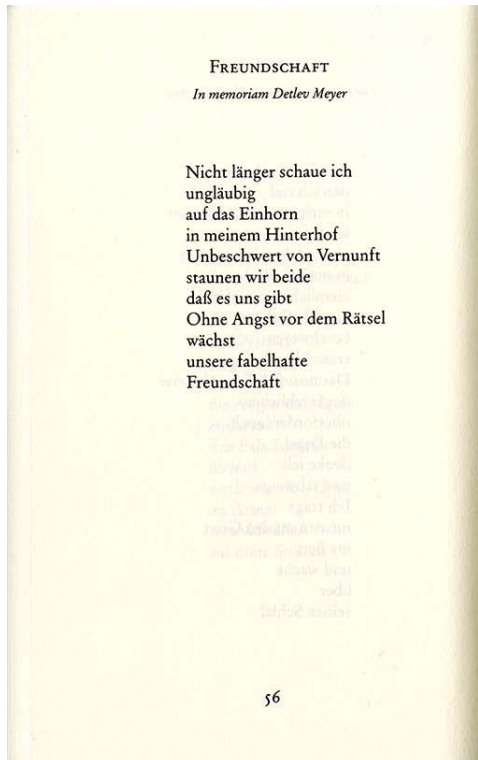


Dann trat eine unerwartete Überschneidung ein: Lubomirski hat Wirz um die Jahreswende 2002/03 ermuntert, auch Guttenbrunner seine Texte zu schicken. Guttenbrunners Schreiben an Wirz kennen wir nicht, doch muss es traumatisch für diesen gewesen sein: Guttenbrunner habe die beiden ihm übersandten Prosabände mit dem Begriff „Sünde“ abgeurteilt, schreibt Wirz an Lubomirski. Wirz hatte die psychischen Implikationen seiner HIV-Erkrankung verarbeitet, seine beständige Todesangst, und er hatte nicht verschwiegen, dass die Erkrankung die Folge ungeschützter homosexueller Kontakte gewesen war – er war einer der ersten gewesen, die das literarisch zum Thema machten.

Hatte Guttenbrunner nicht berücksichtigt, dass der Untertitel des einen Prosabandes „Ein nächtlicher Bericht“ eine andere Rezeption braucht als ein Lyrikband und dass längere Prosa expliziter ist als ein Gedicht und auch als seine kurzen Prosaskizzen in Im Machtgehege? Könnte

er – in dubio pro reo – eine literarische Sünde gemeint haben, nämlich dass die literarische Durchgestaltung zu viel Privatheit nicht habe bewältigen können und dass der Autor sein Werk an seine Psyche verraten habe? Und andererseits: Wenn der Brief Ausdruck offener Homophobie gewesen wäre – würden wir nicht auch Guttenbrunners Werke daraufhin anders betrachten und wollten uns nicht von ihnen, von gelungener Sprache, über persönliche Haltungen hinwegtragen lassen, die wir nicht akzeptieren wollen? Man kann nun den biographical turn in den 1980er Jahren dafür verantwortlich machen, kann es aber auch allein mit der Arbeit in einem Literaturarchiv erklären, Literatur nicht nur als Sprachgebilde zu begreifen, sondern sie mit biographischer Lebenswirklichkeit verbunden zu sehen, zu der moralische Haltungen gehören. Und so wie es Werk nicht ohne Autor*innen gibt, gibt es auch keine Wissenschaft ohne Autor*innen – auch die Bewertung von gelungener Literatur wird kaum von Werten unberührt bleiben, die außerliterarisch sind. Ohne Zorn und Eifer mag es gehen, aber wohl nicht ohne innere Haltungen. Guttenbrunner konnte sich hinter der Literaturkritik verbergen – die Wissenschaft könnte es nicht.

Zwischen Wirz und Guttenbrunner kam es zu Kurzschluss und Verfinsterung.



Guttenbrunner schreibt nach langen drei Monaten ohne Kontakt an Lubomirski; die Verbindung wird wieder aufgenommen und bleibt bis zu Guttenbrunners Tod 2004 wertschätzend aufrecht – Wirz wird mit keiner Silbe erwähnt.

Lubomirski und Wirz lesen im Oktober desselben Jahres 2003 gemeinsam in Berlin in der alternativen Szene.

Die Korrespondenz zeigt, wie sehr die Dichterkollegen einander brauchen, um sich zu vergewissern. Gegenseitige Widmungen gehören zur selben Symptomatik. Das schien mir in einem von relativen, aber weitreichenden Werturteilen schwirrenden Feld durchaus verständlich und legitim.

Annette Steinsiek

Robert Michel an Ludwig von Ficker

Robert Michel: *Mejrima*. Drama in drei Akten (Berlin: S. Fischer 1909)

Provenienz: Nachlass-Bibliothek Ludwig von Ficker, Sig. III-822

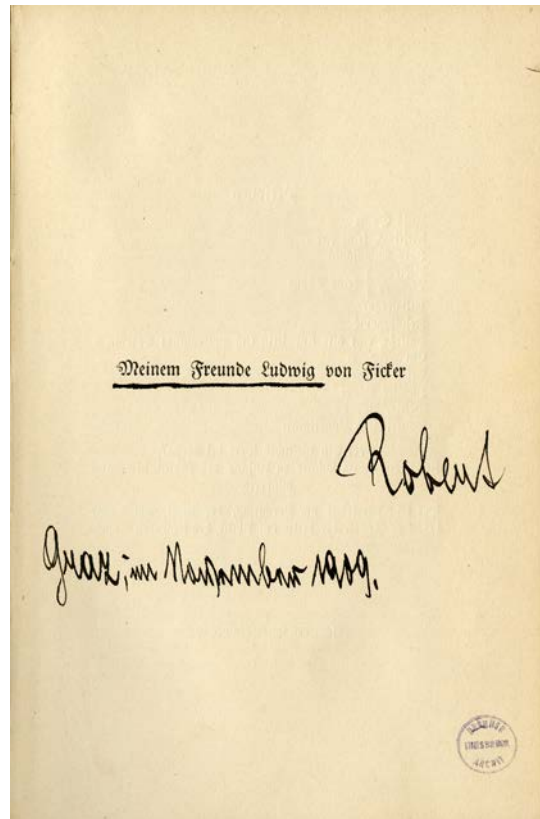
Meinem Freunde Ludwig

Robert

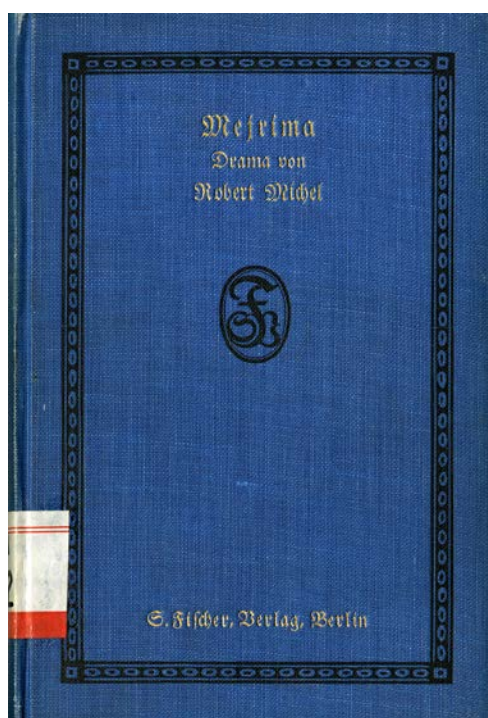
Graz, im November 1909.

Der deutschböhmische Schriftsteller Robert Michel (1876–1957) zählt heute zu den „Verschollenen“[1] unter den österreichischen Literaten. Seine zahlreichen, von seiner militärischen Laufbahn geprägten Lebensstationen führten ihn von Prag nach Wien, wo er in dem Jung-Wien-Literaten Leopold von Andrian einen Lebensfreund fand, und auch für einige Jahre nach Innsbruck, wo er im Brenner-Herausgeber Ludwig von Ficker auf eine ähnlich geartete Figur wie Andrian traf und für kurze Zeit auch Mitarbeiter des *Brenner* wurde. Robert Michel war mit Sicherheit einer der fleißigsten Autoren, die Ludwig von Ficker mit Widmungsexemplaren seiner Publikationen versehen haben. Nicht weniger als 15 Bücher aus Michels Feder haben über mehr als vier Jahrzehnte ihren Weg in die Bibliothek Fickers gefunden, nahezu alle sind mit persönlichen Widmungen versehen.[2]

Michel war nicht erst durch die Mitarbeit am *Brenner* mit Ludwig von Ficker in Kontakt getreten; die beiden verband eine Freundschaft, die ihren Anfang bereits kurz nach der Jahrhundertwende genommen hatte. Michel wurde im Jahre 1900 nach Innsbruck an die Infanteriekadettenschule versetzt, wo er „Deutsch, Französisch und Militärgeschäftsstil“[3] unterrichtete. Da der Beruf wenig Belastendes und entsprechende Freiräume bot, blieb es nicht aus, dass der kunstsinnige Michel ab 1901 in der Person Ludwig von Fickers Anschluss an die Innsbrucker Kulturszene fand.[4] Die Wertschätzung, die Ficker in den Anfangsjahren Michels Büchern entgegenbrachte, fand mit der Publikation des Dramas *Mejrima* einen Höhepunkt. Michel hatte es mit einer gedruckten Widmung versehen: „Meinem Freunde Ludwig von Ficker“; in Fickers Exemplar war dieser Satz von Michel nochmals handschriftlich mit Feder unterstrichen und mit dem Zusatz „Robert / Graz, im November 1909.“ versehen worden. Ficker kommunizierte in einem Brief an Michel seine überschwängliche Reaktion und bekannte freimütig: „[I]ch bin auf die Widmung so stolz, daß ich mir sofort nach Erscheinen ein halbes Dutzend gebundener Exemplare bestellt habe.“[5]



Der briefliche Austausch zwischen Ficker und Michel und die damit verbundenen Bücher-sendungen brachen auch während des Ersten Weltkrieges nicht ab. Michel schickte in dieser Zeit, als er zunächst in Wien für das k.u.k. Kriegspressquartier, später als Adlatus der Mission des Außenministeriums für die okkupierten Gebiete in Polen und für Galizien arbeitete, Fickers Frau Cissi mehrere seiner zwischenzeitlich erschienenen Bücher, u.a. auch den Roman *Die Häuser an der Džamija*, für den er den Kleistpreis erhielt. Am 1. Juli 1915 fragte Cissi bei ihrem Mann, dessen Einheit zum Zeitpunkt im mittelböhmischen Beneschau (Benešov) Station machte, nach, ob sie ihm das Buch nachschicken solle. Am 17. Februar 1916 übersandte Michel sein Buch *Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn* an Cissi – mit einer (vermutlich verlorenen gegangenen) Widmung an Fickers Sohn: „Meinem lieben Patenkind Florian.“ Am 25. Dezember 1916 bat Ficker seine Frau schließlich, ihm die *Mejrima* an die Front nachzusenden. Ficker machte zu diesem Zeitpunkt im Stellungskommando Val Sorda Station;[6] offenbar war es ihm ein Bedürfnis, trotz (oder gerade wegen) der unmittelbaren Exponiertheit an der Front und seines schlechten psychischen Zustandes gerade in diesem Buch zu blättern, das mit seiner Milieuschilderung des dörflichen Lebens in Bosnien-Herzegowina einen Gegenpol zur bitteren Kriegsrealität bot.



Michel, der bereits seit 1894 in der k.u.k. Armee diente, konnte in den ersten Kriegsjahren kaum glauben, dass Ficker zum Truppenführer befördert worden war, während er selbst das Gefühl hatte, „in der Etappe stecken“ geblieben zu sein. Michels neuestes Buch, *Briefe eines Landsturmlieutnants an Frauen*, schickte Cissi ihrem Mann im Frühsommer 1917 ins Feld nach. Im Vorfeld hatte Michel Vorbehalte geäußert, dass Ficker das Buch „in seiner stofflichen Verknüpfung – Krieg und Liebe zu Frauen“ zusagen werde. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Michel selbst endlich militärisch aus der „Etappe“ emanzipieren können; er war als Major an der Dolomitenfront eingesetzt und wurde im selben Jahr nach Galizien in den Raum Lemberg transferiert, wo er als Bataillonskommandant Dienst versah.

Ludwig von Ficker nahm in den Anfangsjahren die meisten der Publikationen Michels mit Interesse und Wohlwollen auf und rezipierte sie entsprechend. Später entsprachen aber

nicht mehr alle Bücher unbedingt den ästhetischen Vorstellungen des *Brenner*-Herausgebers, es fielen dann auch durchaus kritische Worte. So teilte Ficker im September 1918, aus „Freundspflicht“, wie er es formulierte, Michel seine ungeschönte Meinung über die letzten Buchpublikationen mit – „mit einer Rückhaltlosigkeit, die ihn möglicherweise verletzen und ihn veranlassen wird, mich nicht mehr zu seinen Freunden zu zählen.“^[7] Zu einem solchen Bruch kam es nicht, Michel akzeptierte die Kritik des Freundes und blieb, obwohl er sich nach dem Ersten Weltkrieg von Innsbruck abwandte und in Wien als freier Schriftsteller sein Glück versuchte, Ficker bis in die 1950er Jahre brieflich verbunden.

Markus Ender

[1] Vgl. Hans Heinz Hahn: Robert Michel. In: ders.: *Hofräte, Revoluzzer, Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten*. Wien: Wiener Journal 1990, S. 152–157.

[2] Widmungen finden sich in: *Mejrima* (1909); *Das letzte Weinen* (1912); *Fahrten in die Reichslande* (1912); *Gott und der Infanterist* (1912); *Briefe eines Landsturmlieutnants*, Berlin 1917; *Jesus im Böhmerwald* (1927); *Die Burg der Frauen* (1934); *Slawische Weisen* (1940); *Slawische Märchen* (1941/1944); *Die Augen des Waldes* (1946); *Die allerhöchste Frau* (1947); *Die Wila* (1950).

[3] Riccardo Concetti: Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel. Briefe. Mitgeteilt und kommentiert von Riccardo Concetti. In: *Hofmannsthal-Jahrbuch* 13/2005, S. 11–167; hier S. 14.

[4] Vgl. Ferruccio Delle Cave: Robert Michel als Mitarbeiter des „Brenner“. Ein Beitrag zur Entstehung und zu den frühen Jahrgängen der Zeitschrift. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 5/1986, S. 63–72; hier S. 63.

[5] Ludwig von Ficker an Robert Michel, 26. 11. 1909. FIBA, Sammlung FIBA.

[6] Vgl. Markus Ender, Ingrid Fürhapter: Unter schwierigsten Verhältnissen. Ludwig von Ficker als Kaiserjäger an der Südwestfront – eine Chronik des Kriegsjahres 1916. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 33/2014, S. 127–159; hier S. 149.

[7] Ludwig von Ficker an Cissi von Ficker, 13.9.1918. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign. 41-57-14-3.

Martina Wied an Ludwig von Ficker

Martina Wied: *Rauch über Sanct Florian oder Die Welt der Mißverständnisse*. Roman (Österreichische Verlagsanstalt 1949)

Nachlass-Bibliothek Ludwig von Ficker, Sig. III-612

*Warum gerade dieses Buch
nicht Ihnen gewidmet?
Für Ludwig von Ficker,
Mühlau, am 8. August 1950
Martina*

Martina Wied: *Bewegung* (Verlag Ed. Strache 1919)

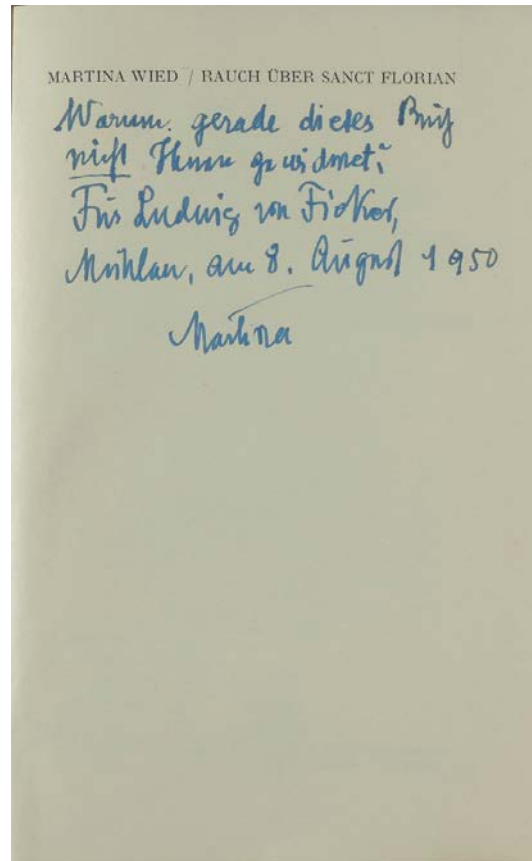
Nachlass-Bibliothek Ludwig von Ficker, Sig. III-610

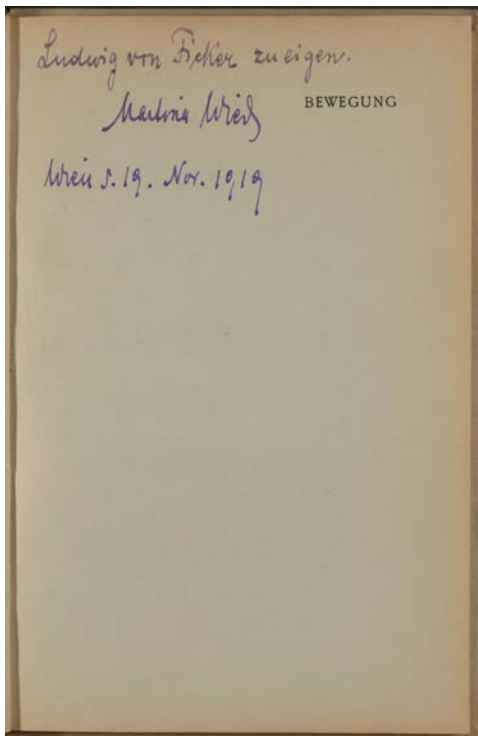
*Ludwig von Ficker zu eigen.
Martina Wied, Wien, d. 19. Nov. 1919*

Die Autorin Alexandrine Martina Weisl (1882–1957), geb. Schnabl, reihte sich 1913 in die Riege der *Brenner*-Autor*innen ein und veröffentlichte in Ludwig von Fickers Zeitschrift vier Gedichte und zwei Essays.[1] Weisl hatte schon in ihrer Schulzeit Gedichte verfasst und diese unter dem Pseudonym „Martina Wied“, das sie zeitlebens beibehielt, veröffentlicht. Mit Ludwig von Ficker verband sie eine Beziehung, die über jene von Autorin und Verleger hinausging und über die auch die Widmungen in ihren Büchern, die sie ihm zueignete, Zeugnis ablegen.

Im November 1919 ließ Wied über den Wiener Strache-Verlag ein Exemplar ihres Gedichtbandes *Bewegung*[2] samt Widmung („Ludwig von Ficker zu eigen. / Martina Wied / Wien, d. 19. Nov. 1919“) an Ludwig von Ficker schicken. Anfang Jänner 1920 fragte sie bei Ficker über den Verbleib des Buches nach:

Der Verlag Strache hat im November ein Widmungs-Exemplar meines Gedichtbuches an Sie abgehen lassen, haben Sie es auch bekommen? Und darf ich Ihnen bei dieser Gelegenheit (ich konnte Ihnen zur Zeit als das Buch herauskam, nicht schreiben, weil ich gerade die Grippe hatte) sagen, in wie tiefem Sinne ich diese Zueignung begreife? Der „Brenner“ war mir immer Führer und Gewissen, trieb mich an, nichts Halbes, nichts Beiläufiges, nichts – im transcendenten Sinne – Unerlebtes bestehen zu lassen: möchten Sie also meine Widmung gütig entgegennehmen, und in ihr alle schweigende Verehrung fühlen, die ich Ihrem Wesen und Ihrem Werk entgegenbringe.[3]





Ficker verständigte Wied brieflich über den Empfang des Buches (er ließ sich allerdings über einen Monat Zeit dafür); gleichzeitig gab er in seinem Brief ein Werturteil über Wieds Lyrik ab, das über den unmittelbaren Zusammenhang hinaus einen kleinen Blick darauf freigibt, wie es um sein Kunstverständnis und das literarische Netzwerk bestellt war. Ein Kernsatz aus seinem Schreiben lautet:

Fast scheint mir, daß Frauen heute, soweit sie Talent haben, im allgemeinen besonnener dichten als Männer, d.h. wenn man das Männer nennen kann, was heute in hysterischen Zuckungen expressionistische Lyrik à la – wie heißt er doch gleich, der Vertreter am Wiener Platz? – ja, richtig: à la Georg Kulka absetzt.[4]

Die Abwendung von der Literatur der Moderne, deren negative Seiten Ficker pars pro toto in den „hysterischen Zuckungen“ von Kulkas Lyrik zu erblicken glaubte, ist hier mit deutlicher Bestimmtheit formuliert. In der Ablehnung Kulkas folgte Ficker dem Beispiel des von ihm verehrten Karl Kraus;[5] der Gedanke, der hinter dieser Abwehrhaltung steht, ist jedoch ein anderer, wie aus den weiteren Ausführungen des Briefes ersichtlich wird. Ficker ging in der Analyse von Wieds Lyrik noch stärker in die Tiefe; so stellte er fest:

Dennoch kann ich eine leise Besorgnis nicht unterdrücken, daß auch Sie Ihr Erlebnis mitunter zu früh, zu leicht, zu unerschöpft in Verse entbinden. Lyrik müßte nach meinem Empfinden immer wie ein letztes Verhängnis wirken. Wie ein Blick, der entscheidet. [...] Ich möchte dichterischen Ausdruck heute überhaupt nur mehr insoweit gelten lassen, als er Autor und Leser nicht um den Ernst des Lebens betrügt, nur insoweit er Zuflucht und nicht Ausflucht des Erlebens ist. In Ihren Gedichten ist vielfach noch das letzte der Fall: sie sind Nachklang, Nachgestaltung, nicht im Gedicht selbst auf die Spitze der Leidenschaft getriebene Gestaltung des Erlebnisses.[6]

Dieses (im Grunde vernichtende) Urteil und seine vor allem in Hinblick auf Fickers Verständnis von schreibenden Frauen schwierigen Implikaturen hat Evelyne Polt-Heinzl überzeugend in einem Aufsatz analysiert.[7] Der Gedichtband steht mit seiner Widmung am Anfang eines Prozesses der Ablösung Fickers von Wied, der spätestens im Herbst 1926 abgeschlossen war, als Ficker in einem kurzen Brief mitteilte: „Leben Sie wohl! Wir alle sind zum Schluß geprüfte Menschen.“[8] Der Kontakt zwischen Wied und Ficker brach zunächst nicht vollständig ab, beschränkte sich aber auf kürzere Mitteilungen und war von längeren Pausen geprägt, in denen keine Briefe gewechselt wurden. Insbesondere betraf der Rückzieher Fickers neben dem künstlerischen vor allem auch das persönliche Verhältnis zwischen der Autorin und dem Verleger – ein Umstand, der das Lebensschicksal Wieds für ihr restliches Leben prägen sollte, wie zwei weitere Widmungen in ihren Büchern illustrieren.

1936 veröffentlichte Wied mit *Rauch über Sanct Florian* ihren ersten Roman, für den Alfred Kubin den Schutzumschlag gestaltete.[9] Der *Brenner*-Herausgeber erhielt ein gewidmetes Exemplar, „für Ludwig von Ficker zur Erinnerung / an / Martina Wied / November 1936.“ Der Roman wirkt im Kleid einer Dorfgeschichte zunächst wie ein Antipode zu ihrem 1934 in Fortsetzungen in der Wiener Zeitung erschienen Roman *Das Asyl zum obdachlosen Geist*. [10] Beide Texte können jedoch im Grunde als Abrechnungen gelesen werden, die ein gemeinsamer Impetus verbindet: Geschult an der Kierkegaard-Rezeption im Umfeld des *Brenner* wird das bürgerliche Leben in einer Gesellschaft hinterfragt, die immer stärker aus den Fugen gerät. Und in demselben Maße, in dem der Faschismus in den 1930er Jahren an Boden gewann, gerieten auch Wieds persönliche Lebensumstände aus den Fugen. Ihre berufliche Situation hatte sich seit dem Tod ihres Mannes 1930 merklich verschlechtert, und nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs an das Deutsche Reich war sie am 10. März 1939 gezwungen, ihren Weg nach England ins Exil anzutreten. Die Widmung an Ficker nimmt diese tragische Wendung, obwohl im eigentlichen Sinn an die vergangenen *Brenner*-Tage erinnernd, [11] bereits vorweg. In ihrem letzten Brief vor ihrer Abreise wird das Leid, das Wied erfahren musste, auf eindruckliche Weise manifest:



Sie haben mir einmal geschrieben, daß Gott niemandem mehr auflädt, als er zu tragen vermag: das glaube ich nun an mir zu erfahren, denn nun, da ich alles verloren habe: Gatten, Sohn, die gesicherte Existenz, das Heim und die Heimat, das bürgerliche Ansehen das ich von meinen Vorfahren ererbt und übernommen – das geistige und menschliche Ansehen, welches ich mir selbst erworben habe, die Hoffnung, einmal im Schrifttum meiner Nation einen dauernden Platz zu finden, ja, diese Nation und die Muttersprache – jetzt, da ich, eine Hiobide, wahrlich mit allem Elend (im altdeutschen und modernen Sinn) geschlagen bin, richte ich mich auf an der Möglichkeit, anderen Menschen zu helfen [...]: das wird in der nächsten Zeit mein Leben sein und damit durfte ich durch eine gütige Fügung schon hier beginnen.[12]

Wied gehörte zu den wenigen Exilant*innen, die sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges dafür entschieden, in ihre alte Heimat zurückzukehren; 1947 remigrierte sie nach Wien. Bereits ein Jahr zuvor hatte Ludwig von Ficker über Franz Glück in Erfahrung gebracht, [13] dass die Autorin Krieg und Völkermord überlebt hatte und war mit ihr wieder brieflich in Kontakt getreten. Am 27. März 1950 kam es schließlich nach über elf Jahren zur ersten persönlichen Begegnung zwischen Ficker und Wied, [14] am 22. Juli desselben Jahres suchte sie ihn in Mühlau auf. [15] Im Zuge dieses Besuches überreichte sie ein Exemplar von *Rauch*

über *Sanct Florian*, das in einer Neuauflage erschienen war.[16] Die Widmung im Buch lässt die Annahme zu, dass sie im Zuge dieses Besuches entstanden ist: „Warum gerade dieses Buch nicht Ihnen gewidmet? / Für Ludwig von Ficker, / Mühlau, am 8. August 1950 / Martina“. Weshalb die Daten aus dem Briefverkehr und der Widmung voneinander abweichen, erschließt sich aus den vorhandenen Quellen nicht. Sie gibt aber dennoch Aufschluss darüber, dass Wied mit der Wiederbegegnung zweierlei verbunden hat: Zum einen schwingt in den Zeilen noch die schmerzliche Erinnerung an vergangene Tage mit, zum anderen zeugt der deutlich ironische Unterton aber auch von einem Schlusstrich bzw. einer zukunfts-gewandten Perspektive, die als Ausdruck einer endgültigen Emanzipation von ihrem ehemaligen Verleger und Mentor gelesen werden kann.

Mit der Verleihung des Großen Österreichischen Staatspreises für Literatur, den sie als erste Frau 1952 in Empfang nehmen konnte, erhielt Wied schließlich zumindest auf dem Gebiet der Kunst jene späte Würdigung, die ihr im privaten Bereich weitgehend versagt geblieben ist.

Markus Ender

[1] Martina Wied: Gedichte (Düstere Gebirgslandschaft/Der Tod des Li-Tai-Po). In: Der Brenner, III. Jahr, 2. Halbband, H. 12 (15.3.1913), S. 525–526; dies.: Fernweh. In: Der Brenner, III. Jahr, 2. Halbband, H. 14 (15.4.1913), S. 617; dies.: Romane der Lebensmitte. In: Der Brenner, III. Jahr, 2. Halbband, H. 15 (1.5.1913), S. 696–702; dies.: Die Versuchung des heil. Antonius. In: Der Brenner, III. Jahr, 2. Halbband, H. 17 (1.6.1913), S. 792–793; dies.: Otto Stoessl, der Erzähler. In: Der Brenner, IV. Jahr, 1. Halbband, H. 3 (1.11.1913), S. 120–128.

[2] Martina Wied: *Bewegung*. Wien, Prag, Leipzig: Verlag Ed. Strache 1919.

[3] Martina Wied an Ludwig von Ficker, 8.1.1920. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign. 41-52-37-5.

[4] Ludwig von Ficker an Martina Wied, 20.2.1920. FIBA, Sammlung Briefwechsel Ludwig von Ficker.

[5] Kraus hatte Kulka ebenfalls für dessen experimentell-dadaistische Kunst angegriffen und schließlich im April 1920 im Zuge der „Kulka-Affäre“ des Plagiats überführt; vgl. Dietmar Goltschnigg (Hg.): *Karl Kraus im Urteil literarischer und publizistischer Kritik. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare*. Bd. 1: 1892–1945. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2015, S. 84–89.

[6] Ludwig von Ficker an Martina Wied, 20.2.1920. FIBA, Sammlung Briefwechsel Ludwig von Ficker.

[7] Vgl. Evelyne Polt-Heinzl: *Es ist... eine Sache des Selbstbewusstseins*. Martina Wied, Georg Trakl und die Anthologie *Die Botschaft*. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 35/2016, S. 73–92.

[8] Ludwig von Ficker an Martina Wied, 25.11.1926. FIBA, Sammlung Briefwechsel Ludwig von Ficker.

[9] Martina Wied: *Rauch über Sanct Florian oder Die Welt der Mißverständnisse*. Roman. Wien: Carl Fromme 1936.

[10] Martina Wied: *Das Asyl zum obdachlosen Geist*. In: *Wiener Zeitung*, 26.2.1934–17.6.1934. Der Roman wurde unter dem Titel *Kellingrath 1950* wiederaufgelegt (Innsbruck: Österr. Verlagsanstalt) und ist seit kurzem in einer Neuauflage erhältlich: Martina Wied: *Das Asyl zum obdachlosen Geist*. Wien: Milena Verlag 2020.

[11] Man beachte hier auch das aussagekräftige gedruckte Motto „*umbris amatis*“ (lat.: „Schatten der Liebe“).

[12] Martina Wied an Ludwig von Ficker, 26.2.1939. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign. 41-52-45-6.

[13] Vgl. Franz Glück an Ludwig von Ficker, 14.7.1946. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign. 41-13-54-2.

[14] Vgl. Ludwig von Ficker an Franz Glück, 28.3.1950; FIBA, Nachlass Franz Glück, Sign. 217-1-17-3.

[15] Vgl. die Ankündigung Wieds in einem Brief an Ludwig von Ficker vom 23.6.1950; FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign. 41-52-46-5. Dass Ficker dieser Besuch wenig willkommen war, illustriert eine Stelle in einem Brief an Paula Schlier; dort kommentierte er: „Nächsten Samstag (22 ds.) wird [...] Martina Wied mit ihrem Sohn hier auf der Bildfläche erscheinen und drei Tage bleiben; sie hat sich auch bei meiner Frau höchst zuversichtlich-elegisch angekündigt: kurz, das hat mir noch gefehlt! Die Nerventorturen hören bei mir nicht auf.“ (Ludwig von Ficker an Paula Schlier, 15.7.1950. FIBA, Nachlass Paula Schlier, Sign. 117-8-20-9.)

[16] Martina Wied: *Rauch über Sanct Florian oder Die Welt der Mißverständnisse*. Roman. Innsbruck: Österreichische Verlagsanstalt 1949.

Stella Rotenberg an Hermann Kuprian

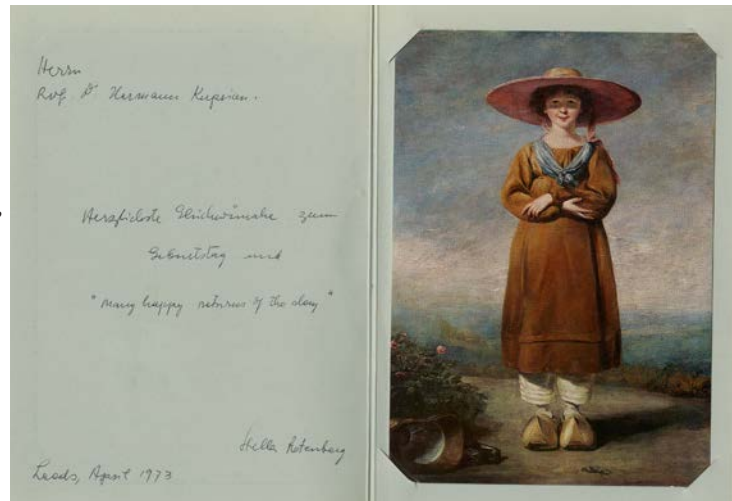
Stella Rotenberg: *Gedichte* (Olamenu 1972)

Nachlass-Bibliothek Hermann Kuprian, Sig. 145-794

„Herrn
Prof. Dr. Hermann Kuprian.

Herzlichste Glückwünsche zum
Geburtstag und
“Many happy returns of the day”

Stella Rotenberg
Leeds, April 1973“



Glückwunschkarte samt der Bildpostkarte mit dem „Portrait of the artists daughter“ von John Jackson (Leeds City Art Gallery), eingeklebt in den Band *Gedichte* (Tel Aviv: Olamenu 1972).

Dass eine Schriftstellerin einem Kollegen ein Buch zum Geburtstag schenkt, ist an sich nichts Ungewöhnliches. Doch wie kam die in Leeds lebende Exil-Autorin Stella Rotenberg (1915–2013) gerade in Kontakt mit dem damaligen Präsidenten der Schriftstellervereinigung „Der Turmbund“, Autor und Literaturvermittler Hermann Kuprian in Innsbruck?[1]

Stella Rotenberg (geb. Siegmann) stammte aus einer jüdisch-assimilierten Familie in Wien, musste 1938 ihr Medizinstudium abbrechen und floh 1939 über Holland nach England, wo sie als Krankenpflegerin, Arzthelferin und Buchhalterin arbeitete. 1940 heiratete sie Wolf Rotenberg. Seit 1948 lebte das Ehepaar in Leeds.

1940 begann Rotenberg in ihrer Muttersprache Gedichte zu schreiben, scheute sich aber davor, damit an die Öffentlichkeit zu gehen oder gar in der Öffentlichkeit deutsch zu reden. „Stella Rotenbergs Existenz nach dem Zweiten Weltkrieg vollzog sich in der Spannung zwischen Heimatlosigkeit bzw. Exil und Sehnsucht nach der Heimat und vor allem nach der Sprache („Allein die Sehnsucht nach dem Wort hat Feuer, / flammend schlägt sie um mich her, / brennt und sengt mir Sinn und Eingeweide.“)[2] So suchte sie 1971 – nach einer schweren Erkrankung – doch nach einer Publikationsmöglichkeit ihrer Gedichte. Sie hatte in einer Zeitschrift gelesen, dass der Wiener Historiker Hugo Gold den Verlag Olamenu in Tel Aviv besaß und dort deutsche Texte druckte. Sie schickte ihm 50 Gedichte, die 1972 erschienen. Diesen Band nun schenkte sie Hermann Kuprian zu seinem Geburtstag (am 12. April).

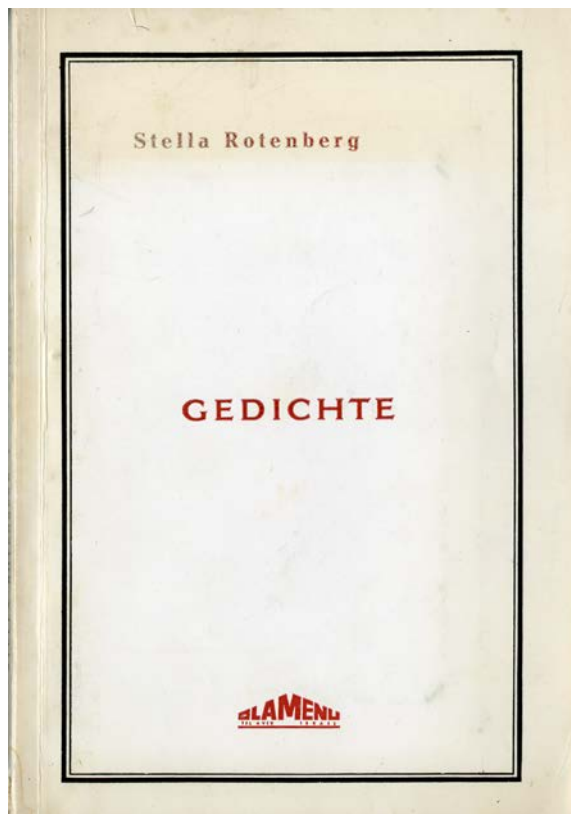
Rotenberg hatte schon 1971 über Vermittlung des in London lebenden Schriftstellers und Übersetzers Arno Reinfrank Verbindung zu Hermann Kuprian aufgenommen. Der erste erhaltene Brief von Rotenberg an Kuprian trägt das Datum 22. September 1971 und darin äußert sich Rotenbergs zwiespältige Haltung zu Österreich: „Ich spreche wenig über Oes-

terreich, aber denke doch heimlich daran, dass es mir ein Schmerz und eine Freude zugleich wäre, gerade in Oesterreich – ich bin aus Wien – meine Gedichte gedruckt zu sehen.“[3] In der Folge hat sie Kuprian mehrmals Gedichte zur Beurteilung geschickt und dieser hat sie in ihrem Schreiben bestärkt und da und dort auf Schwächen vorsichtig hingewiesen. Auch hat Kuprian nach Publikationsmöglichkeiten gesucht und Anfang 1973 mitgeteilt, dass er in der vom Turmbund herausgegebenen Reihe „Brennpunkte“ zwei Gedichte von ihr unterbringen könne. Rotenberg bedankte sich euphorisch am 16.1.1973: „Es ist mir eine Auszeichnung in ‚Brennpunkte‘ vertreten zu sein, es scheint mir sogar, dass ich heute aufgeregter bin als an dem schönen Tag an dem sich ein deutscher Verleger*[* in Tel-Aviv] bereit erklärte 50 von meinen Gedichten in Buchform erscheinen zu lassen.“ Es war dies die erste Publikation in ihrem Heimatland! Der Kontakt mit Kuprian blieb rege bis 1975 und brach 1988 ab.

Über ein von der Theodor Kramer-Gesellschaft zusammen mit dem Institut für Germanistik und dem Brenner-Forum 1990 veranstaltetes Symposium in Innsbruck knüpfte Rotenberg freundschaftliche Kontakte zur Familie von Johann Holzner und zu Maria und Willi Pechtl. 2001 erhielt Rotenberg den erstmals vergebenen „Theodor Kramer Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil.“

Im April 1973 ließ sich diese positive Entwicklung noch nicht absehen. Die Glückwünsche zum Geburtstag zeigen noch deutlich die Unsicherheit, sich in zwei Sprachwelten zu bewegen. Denn warum sollte sie sonst an den deutschen Glückwunschtext die damals schon antiquierte englische Version mit einem „und“ anführen und diese zusätzlich noch unter Anführungszeichen setzen?

Anton Unterkircher



[1] Näheres über Stella Rotenbergs Beziehung zu Kuprian findet sich in dem Aufsatz von Chiara Conterno: „Gerne denke ich an Euch im winterlichen Tirol der starken Farben ...“. Stella Rotenbergs Beziehung zu Tirol: Der Briefwechsel mit Hermann Kuprian und die Kontakte in Innsbruck. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 36, 2017, S. 41-63; die Buchwidmung ist in diesem Beitrag nicht berücksichtigt.

[2] Vgl. ebenda, S. 43.

[3] FIBA, Nachlass Hermann Kuprian, Sign. I45-71-34; unter dieser Signatur liegen neben allen Briefen auch mehrere Gedichttypskripte.

Georg Trakl dem „Lande Tirol“

Georg Trakl: *Drei Gedichte* (Sonderdruck 1914)

Teilnachlass Georg Trakl im Nachlass Ludwig von Ficker, Sign. 41-100-98

Dem Lande Tirol

das mir mehr als Heimat war.

Georg Trakl

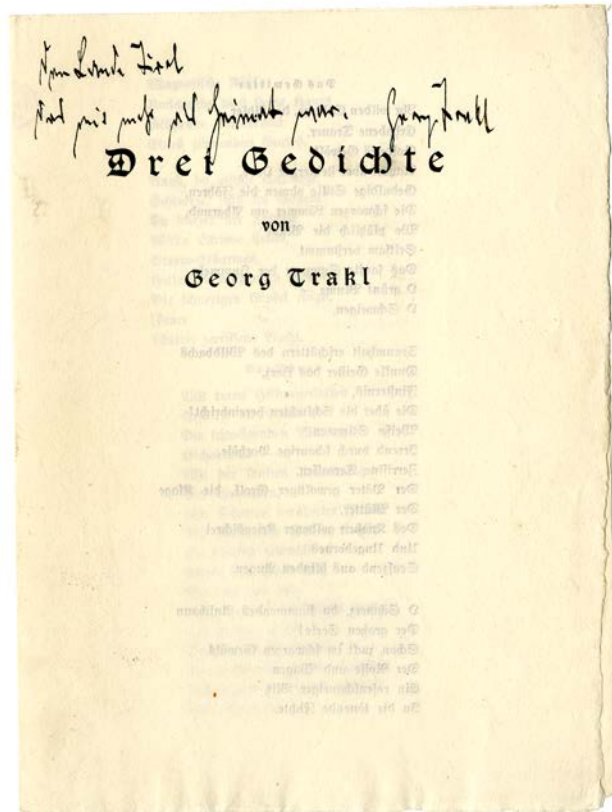
Den Ludwig von Ficker gewidmeten Sonderdruck des *Brenner* auf Büttenpapier mit dem Titel *Drei Gedichte* (enthaltend *Das Gewitter*, *Der Abend*, *Die Nacht*) übergab Trakl vor der Einrückung, die am 24. August 1914 erfolgte. Die drei Gedichte waren unter dem Titel *Gedichte* im letzten Heft des 4. Jahrgangs des *Brenner* vom 15. Juli 1914 (S. 909–911) erschienen.[1]

Im Normalfall widmen Autorinnen und Autoren ihre Werke befreundeten Persönlichkeiten, kaum aber Institutionen, schon gar nicht einem ganzen Land. Was mag nun Trakl zu dieser Widmung bewogen haben? Sein Freund und Gönner Ludwig von Ficker, der nicht nur Trakls Texte seit Mai 1912 laufend im

Brenner veröffentlichte, sondern ihn auch in seine Familie und den Freundeskreis um die Zeitschrift aufgenommen hatte, legte dieser Widmung eine handschriftliche Notiz bei:

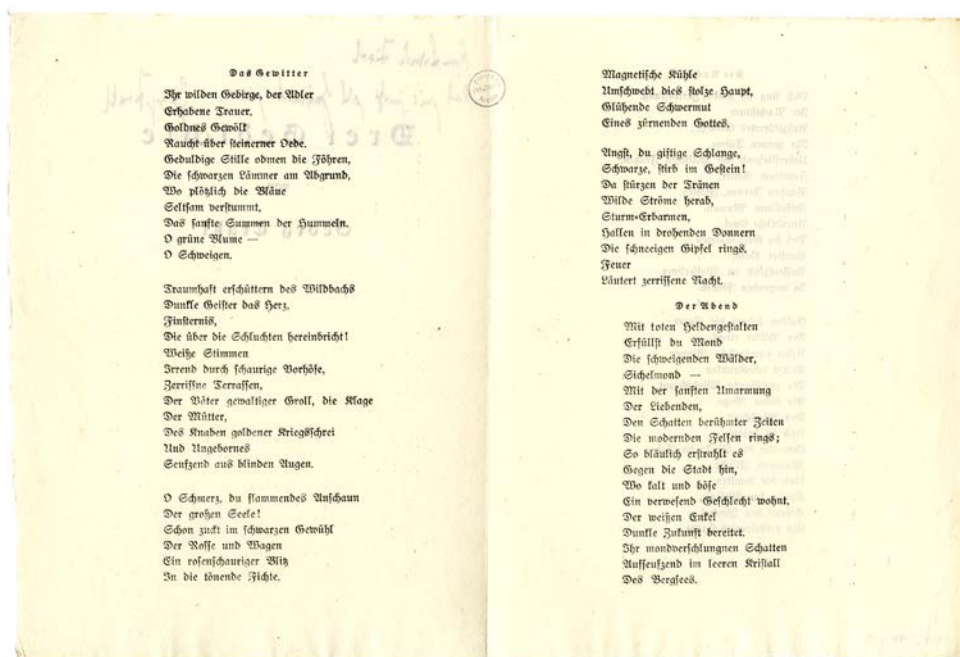
Bevor Trakl in den Krieg zog, hat er mir drei Gedichte: *Das Gewitter*, *Der Abend*, *Die Nacht*, in einem Sonderdruck des *Brenner* hinterlassen. Er versah ihn auf der Vorderseite mit der Widmung: „Dem Lande Tirol, das mir mehr als Heimat war.“ Aus dieser Widmung spricht schon deutlich seine Ahnung des nahen Todes. Und was die Gedichte betrifft, so ist in ihnen das drohende Unheil des Krieges mit all seinen Schrecknissen bereits in visionärer Schau vorausgestaltet.[2]

Diese im Nachhinein, wahrscheinlich erst 1965 entstandenen Zeilen sind natürlich schon im Wissen um Trakls frühen Tod verfasst und daher werden auch die Gedichte als visionäre Kriegsahnungen interpretiert. Das ist bei Formulierungen wie „toten Heldengestalten“ oder „Golden lodern die Feuer / der Völker rings“ nicht von der Hand zu weisen. Doch es sind auch eindrucksvolle Verse über die Gebirgswelt:[3] „Ihr wilden Gebirge, der Adler / erhabene Trauer“ oder „Dich sing ich wilde Zerklüftung, / im Nachtsturm / Aufgetürmtes Gebirge“. Diese Gedichte konnte Trakl also getrost auch „Dem Lande Tirol“ widmen, umso mehr, als der tatsächliche Widmungsempfänger Ludwig von Ficker kurz zuvor von Else Lasker-Schü-



ler zum „Landvogt von Tyrol“, also zum ‚offiziellen‘ Vertreter des Landes, Georg Trakl zum „Dichter von Tyrol“ ernannt worden war.[4] Franz Marc, der damals mit Else-Lasker-Schüler in enger Verbindung stand, hat mit dem Gemälde *Tirol* von 1914 einen ähnlich düster-liebvollen Blick auf dieses Land geworfen. Was für Trakl dieses „mehr“ an Heimat war, hatte er einmal in einem Brief an Ficker auszudrücken versucht:

Immer tiefer empfinde ich was der Brenner für mich bedeutet: Heimat und Zuflucht im Kreis einer edlen Menschlichkeit. Heimgesucht von unsäglichen Erschütterungen, von denen ich nicht weiß ob sie mich zerstören oder vollenden wollen, zweifelnd an allem meinem Beginnen und im Angesicht einer lächerlich ungewissen Zukunft, fühle ich tiefer, als ich es sagen kann, das Glück Ihrer Großmut und Güte, das verzeihende Verständnis Ihrer Freundschaft.[5]



In seinen letzten Brief an Ficker vom 27.10.1914 sandte Trakl „Nochmals die herzlichsten Grüße – an Tirol, Sie und alle Teuren“.[6] Von der psychiatrischen Abteilung des Spitals in Krakau, wo er am 3. 11. an einer Überdosis Kokain sterben sollte, nach den fürchterlichen Erlebnissen um die Schlacht bei Grodek, mag das ferne Tirol sich tatsächlich heimatlich angefühlt haben, zumal mit den dort lebenden Menschen, die Trakl als Person angenommen und als Künstler geschätzt hatten.

Anton Unterkircher

[1] Abgedruckt in: Georg Trakl: Briefwechsel. Hg. von Eberhard Saueremann. Frankfurt Stroemfeld/Roter Stern 2014 (Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel. Innsbrucker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe hg. von Eberhard Saueremann und Hermann Zwerschina V,2) Nr. 356, S. 65 f. (= ITA)

[2] ITA V,2, 356, 652.

[3] Vgl. Eberhard Saueremann: Die Widmungen Georg Trakls. In: Walter Weiss u. Hans Weichselbaum (Hg.): Salzburger Trakl-Symposium. Salzburg: Otto Müller 1978 (Trakl-Studien 9), S. 66-100 u. S. 180-187 (Anmerkungen), hier 94-96.

[4] Else Lasker-Schüler an Ludwig von Ficker, [26.? 5.1914]. In: Else Lasker-Schüler: Briefe 1914–1924. Bearb. von Karl Jürgen Skrodzki. Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2004 (Werke und Briefe. Kritische Ausgabe 7), S. 48.

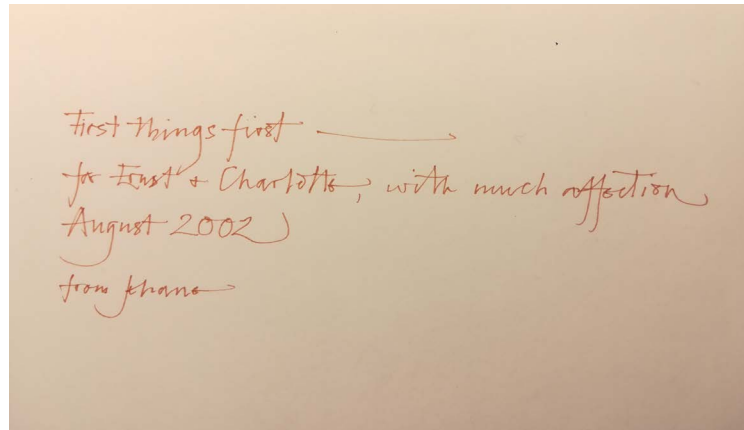
[5] Georg Trakl an Ludwig von Ficker, 23.2.1913 (Datum des Poststempels), ITA V,1, 158, S. 316.

[6] ITA V,2 Nr. 381, S. 700.

Jehane Kuhn an Ernst und Charlotte von Glasersfeld

Compact Edition of the Oxford English Dictionary (19. Auflage, März 1980)
Nachlass-Bibliothek Ernst von Glasersfeld, ohne Signatur.

*First things first –
for Ernst + Charlotte, with much affection
August 2002
from Jehane*



Widmung von Jehane Kuhn an Ernst und Charlotte von Glasersfeld in der *Compact Edition of the Oxford English Dictionary*

Seine erste Stelle als Forschungsassistent verdankte Ernst von Glasersfeld dem Kalten Krieg. Um die wissenschaftlichen Entwicklungen in der Sowjetunion verfolgen zu können, förderten die amerikanische Regierung und das Militär in den 50er und 60er Jahren in großem Stil Projekte, die Aussicht auf effiziente Übersetzungen vom Russischen ins Englische versprachen. Am Zentrum für Kybernetik an der Mailänder Universität begann Glasersfeld 1959 in Zusammenarbeit mit dem Linguisten und Philosophen Silvio Ceccato ein Projekt, das sich der automatisierten Sprachübersetzung widmete und von der U.S. Air Force finanziert wurde. Anfang 1961 reiste aus Cambridge eine neue Mitarbeiterin an. Jehane Barton hatte dort gerade ihr Studium beendet und war von Margaret Masterman, einer Pionierin der Computerlinguistik und ehemaligen Studentin Wittgensteins empfohlen worden.



An das erste Treffen mit Jehane Barton Anfang 1961 an der Mailänder Universität erinnerte sich Ernst von Glasersfeld so: „Die Tür öffnete sich, und herein kam eine schlanke Erscheinung in einem schlichten schwarzen Kleid, einem breit umrandeten Quäkerhut auf dem Kopf und einem schwarzen Aktenkoffer unter dem Arm. Ein Geist hätte nicht für mehr Überraschung sorgen können.“ Die Zusammenarbeit war begleitet von gegenseitiger Wertschätzung. Für Glasersfeld waren es vor allem ihr Sinn für die Sprache, das literarische Wissen, ihre Offenheit gegenüber philosophischen Fragen und ihre Vorurteilsfreiheit gegenüber von Linguisten damals üblicherweise gering geschätzten Computern, die sie zur idealen Mitarbei-

terin machten. Sie bezeichnete ihn als ihren Mentor, dem sie eine solide Vorbereitung auf ihr weiteres Berufsleben verdankte. Die Zusammenarbeit wurde auch nach Glasersfelds Übersiedlung in die USA fortgesetzt, bis die Abteilung der Air Force, die auch die folgenden Projekte finanziert hatte, von Präsident Nixon geschlossen wurde. Glasersfeld erhielt in der Folge eine Stelle am Department für Psychologie an der Universität von Georgia, Barton verbrachte das nächste Jahrzehnt als Assistentin der Designer Charles und Ray Eames. Eines Tages rief sie aus Boston an und verkündete, dass sie den Wissenschaftsphilosophen Thomas Kuhn geheiratet hatte. Glasersfeld hatte dessen epochemachendes Werk *The Structure of Scientific Revolutions* mehrfach zitiert und hielt ein Treffen mit ihm für vielversprechend. Wegen einer unüberlegten Aussage Glasersfelds geriet ein gemeinsames Abendessen dennoch zum Desaster, das er viele Jahre später noch bereute – nachzulesen in seiner Autobiographie.



Zwanzig Jahre später fiel einem Brand in Glasersfelds Haus unter anderem ein großer Teil seiner Bücher zum Opfer. Jehane Kuhns Beitrag, diesen Verlust wieder wettzumachen, war die zweibändige Kompaktversion des *Oxford English Dictionary* in Kleindruck und mit Lupe ausgestattet. Das Geschenk sollte nicht nur ihre Zuneigung ausdrücken, sondern auch die Wichtigkeit einer fundierten Sprachanalyse, die Glasersfelds gesamtes Werk begleitete.

Michael Schorner

Guido Iori an Karl Felix Wolff

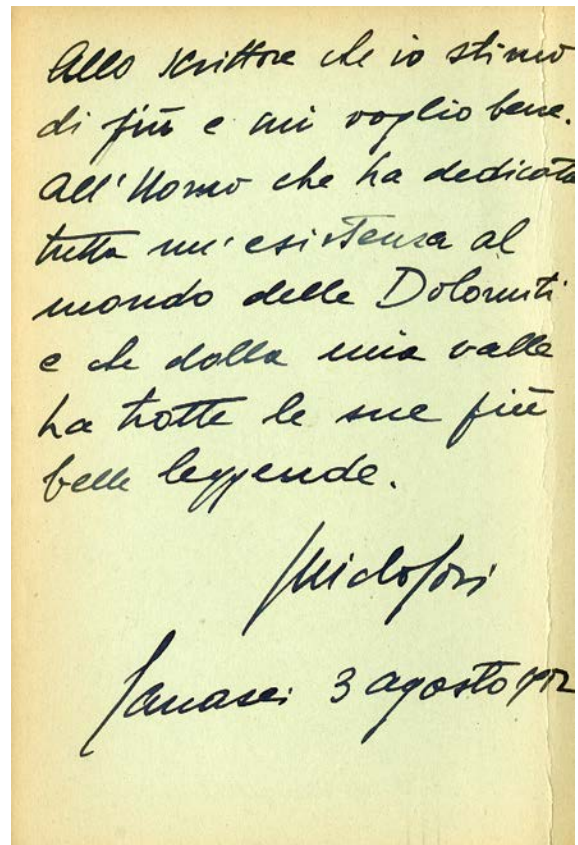
Guido Iori: *Le dolomiti di Fassa. Canazei – Vigo – Moena*. (Monografia. Canazei: Edizione Guido Iori [1952])

Nachlass-Bibliothek Karl Felix Wolff, Sig. 31-152

Allo scrittore che io stimo
di piú e cui voglio bene.
All'Uomo che ha dedicato
tutta un'esistenza al
mondo delle Dolomiti
e che dalla mia valle
ha tratte le sue piú
belle leggende.

Guido Iori
Canazei 3 agosto 1952

[Übersetzung: „Für den Schriftsteller, den ich am meisten schätze und den ich liebe. Für den Mann, der der Welt der Dolomiten eine ganze Existenz gewidmet hat und der seine schönsten Sagen aus meinem Tal gewonnen hat. / Guido Iori / Canazei 3. August 1952“]

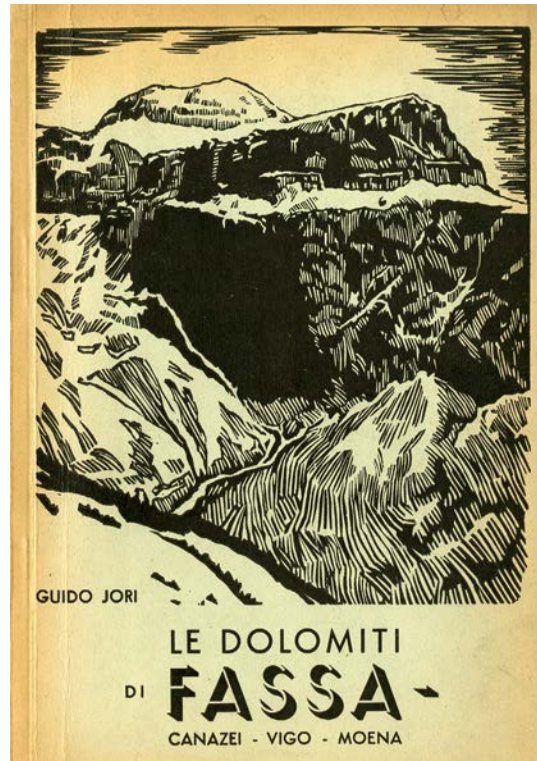


Allo scrittore che io stimo
di piú e cui voglio bene.
All'Uomo che ha dedicato
tutta un'esistenza al
mondo delle Dolomiti
e che dalla mia valle
ha tratte le sue piú
belle leggende.

Guido Iori
Canazei 3 agosto 1952

Der Adressat dieser berührenden Zeilen und des schmalen Büchleins von Guido Iori war der in Bozen lebende, damals 73jährige Karl Felix Wolff (1879–1966), der von 1913 an in deutscher Sprache die von ihm vor allem in den ladinischen Tälern Tirols gesammelten Sagen bearbeitet und als „Dolomitensagen“ veröffentlichte. Wolffs Verdienst war es, „die ladinischen Überlieferungen vor dem gänzlichen Zusammenbruch der mündlichen Tradierung im letzten Augenblick schriftlich festgehalten und damit dem bewahrenden Gedächtnis erhalten zu haben“ (Ulrike Kindl 1997, 5).

Wolff war vom Familienzusammenhang ein typisches Kind der österreichisch-ungarischen Monarchie: Sein Vater, ein Schlesier, war österreichisch-ungarischer Militär, seine Mutter eine italienische Adelige aus dem Trentino; er wuchs in diversen Garnisonsstädten der Monarchie und schließlich in Bozen auf, wo er sein Leben lang blieb. Seine Muttersprache war deutsch, die Sprache seiner Mutter italienisch, und die Sprache seines Kindermädchens Ladinisch. Wolff korrespondierte auf deutsch und italienisch, und Briefkontakte zu ladinischen Kollegen wurden in einer dieser beiden Sprachen gepflegt. So auch mit dem Aktivisten, Politiker und Publizisten Guido Iori de Rocia (1912–1987). Die (italienischsprachige) Korrespondenz Wolffs mit Iori liegt heute in Ioris Nachlass im Istitut Cultural Ladin Majon di Fascegn in



Vigo di Fassa /Vich im Trentino. Ulrike Kindl und Fabio Chiocchetti haben darüber mehrfach gearbeitet, die folgenden Zitate und Informationen stammen aus einem ihrer Aufsätze (siehe unten). In Karl Felix Wolffs umfangreichem Nachlass finden sich hingegen nur drei kleine Spuren von Guido Jori, eine davon ist die vorliegende Widmung.

Der Kontakt zwischen Wolff und Jori begann 1951 mit einem versuchten Besuch Joris bei Wolff in Bozen (Wolff war nicht zu Hause) und einem darauf folgenden Schreiben von Wolff. Von gemeinsamem Interesse war nicht nur die Sprache, die Kultur und die Geschichte der LadinInnen; gerade zu dieser Zeit waren beide auch in Polemiken gegen den renommierten „aber politisch ziemlich eindeutig national orientierten“ Sprachwissenschaftler Carlo Battisti verwickelt. Kurz gesagt ging es darum, dass Battisti sprachwissenschaftlich beweisen wollte, dass „die vielen ladinischen Varianten [...] nichts anderes als etwas altertümlich gebliebene italienische Dialekte“ seien (Kindl, Chiocchetti 2018, 152). Das diente dem nationalen italienischen Anspruch auf die Gebiete Südtirols und des Trentino (und damit der Italianisierung). Wolff hingegen vertrat die Ansicht, dass die ladinischen Varianten Idiome der eigenständigen Sprache des Rätoromanischen seien. Dem stimmten die ladinischen Intellektuellen zu, denn (abgesehen von linguistischen Vorbehalten) wurde mit der theoretischen Italianisierung die eigene Sprache zu einem Dialekt, zu etwas sprachlich Minderwertigem, erklärt; die gesamte Gruppe wurde damit nicht als Minderheit, sondern als minderwertig charakterisiert. Guido Jori führt dies in seinem Brief vom 4.12.1951 an Wolff aus:

„Ich [...] muss [...] feststellen, dass ich über meine eigene Heimat kaum Bescheid weiß, weil die italienische Regierung den Ladinern jeden Unterricht über die ‚Geschichte des eigenen Tales‘ verweigert hat: das sei alles unbedeutend und dummes Zeug, wodurch die ladinische Bevölkerung herabgewürdigt und gedemütigt werden sollte. An uns liegt es nun, und in erster Linie an Ihnen, dem abzuhelpen, und es wäre mein Wunsch, dass sich alle Freunde und Kenner des Ladin- und des Tirolertums zusammentun könnten, um einen kleinen Verein, oder eine Akademie zu gründen. Da

sollten alle historischen, linguistischen und naturwissenschaftlichen Aspekte behandelt werden, um eine reale und vertiefte Kenntnis unserer Eigenheit zu erarbeiten, auf dass auf solider historisch-wissenschaftlicher Grundlage das fast erloschene Flämmchen des ladinisch-tirolerischen Geistes wieder entfacht werde. Ich will hier keine Politik machen, sondern unsere Arbeit sollte allein der Sache dienen, damit wir, die sogenannten ‚ladinischen Hurensöhne‘ [i. Orig. ‚cosidetti >bastardi ladini<‘] wieder stolz auf unsere Vergangenheit sein können usw. usw.

Ich muss feststellen, dass wir hier im Fassatal, wir allesamt, von der Geschichte unserer engeren Heimat rein gar nichts wissen, und auch von der Schönheit und dem Reichtum unseres heimischen Idioms haben wir keine Ahnung.“ (Übersetzung: Ulrike Kindl)

Im selben Brief kommt das vorliegende Büchlein, die Monographie des Fassatals, zur Sprache. Offenbar handelt es sich hier um eine zweite Auflage (die erste war wohl 1950 erschienen), die vom Mailänder Touring-Club bestellt worden war; das Buch sollte Ende 1951 abgeschlossen sein. Ioris Wunsch war es, dass die *Monografia* auch in Fassa gelesen werde, denn eine „gute Kenntnis unserer Vergangenheit ist die beste Grundlage für das Wachsen und Gedeihen des ladinischen Selbstbewusstseins.“

Daneben bot die handliche *Monografia* nützliches Wissen für alle TouristInnen an, eine kleine eingelegte Wanderkarte, Hinweise auf Wanderungen und Touren, auf Schipisten und Hotels, sowie nützliche Adressen, von der Apotheke bis zur Feuerwehr. Auch hier hat sich Iori möglicherweise an Wolff orientiert, denn dieser hat in 27 selbständigen Veröffentlichungen und in unzähligen Artikeln die Tourismusgeschichte Südtirols und des Dolomitengebietes zwischen 1907 und etwa 1950 maßgeblich mitgeprägt. Doch das ist eine andere Geschichte.

Ursula A. Schneider

Literatur:

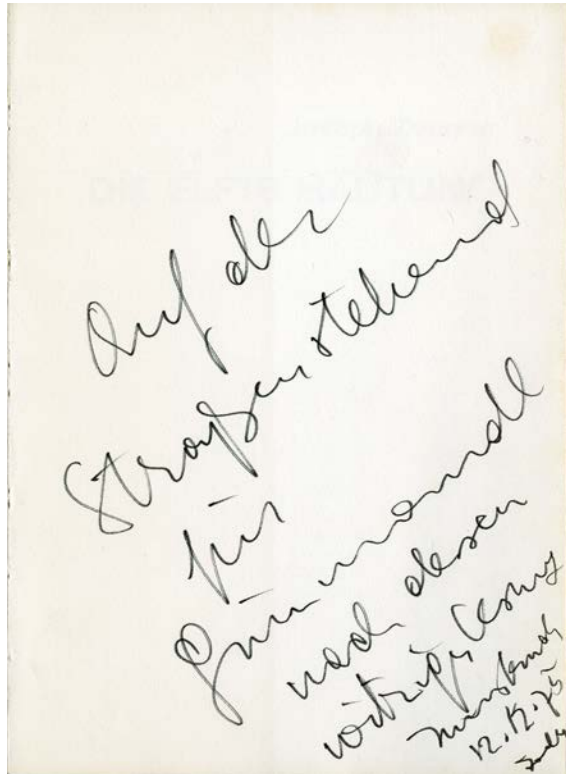
Ulrike Kindl, Fabio Chiochetti: Die Briefwechsel von Karl Felix Wolff mit ladinischen AktivistInnen aus Fassa. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 37/2018, Sonderheft Karl Felix Wolff und die Dolomitenregion im dreisprachigen Raum, hg. v. Ursula A. Schneider und Ulrike Tanzer, 151–163. Näheres zu Karl Felix Wolff und verschiedenen Aspekten seines Werkes finden Sie in diesem Buch, das auch online frei zugänglich ist: <https://diglib.uibk.ac.at/miba/periodical/titleinfo/4364482> sowie Ulrike Kindl: Kritische Lektüre der Dolomitenregion von Karl Felix Wolff. Bd. 2: Sagenzyklen. Die Erzählungen vom Reich der Fanes. San Martin de Tor: Istitut Cultural Ladin „Micurá de Rù“ 1997.

Joseph Zoderer für Otto Grünmandl nach dessen „witziger Lesung“

Joseph Zoderer: *Die elfte Häutung* (Relief 1975)
Nachlass-Bibliothek Otto Grünmandl, Sig. 228-98

Auf der
Straßen stehend
für
Grünmandl
nach dessen
witziger Lesung
Innsbruck
12.12.75
Zoderer

Ein Jahr nach seinem Debüt *s'maul auf der erd oder dreckknuidelen kliabn* (1974), einem hoch politischen und angriffigen Dialektlyrikband, legt Joseph Zoderer 1975 mit *Die elfte Häutung* eine von persönlicher Befindlichkeit gefärbte Lyrik vor. Die neuen Gedichte folgen den inneren Spiegelungen äußerer Bedingungen und sind eher philosophisch als politisch grundiert. Der Fokus liegt auf den Regungen eines gebrochenen Ich, doch auch die relevanten Themen jener Jahre – Aufrüstung, Ökologie, Rationalisierung – kommen zur Sprache. Außerdem wechselt der Autor in einigen Texten zwischen Deutsch und Italienisch und vollzieht damit eine Öffnung hin zum italienischen Kulturkreis, was eine klare Abgrenzung zu den gängigen konservativen und lokalpatriotischen Haltungen bedeutet und in Südtirol eine Provokation darstellt. Auch



die Illustrationen dokumentieren Grenzüberschreitung, sie stammen von Turi Werkner, einem in Wien lebenden experimentellen Künstler mit Tiroler Wurzeln – ebenfalls ein Signal in Richtung Aufbruch und Weltoffenheit.

s'maul auf der erd hatte in Südtirol und darüber hinaus große Aufmerksamkeit erregt, *Die elfte Häutung* wurde hingegen in der Öffentlichkeit nicht ganz so stark wahrgenommen. Im Literaturbetrieb und unter SchriftstellerkollegInnen aber hat sich Zoderer gerade damit als Dichter einen festen Platz erworben. Denn mit diesem Buch konnte er zeigen, dass er sich auf unterschiedliche Tonarten verstand und neben frechen Dialektgedichten auch sensible Verse und sprachliche Vielfalt anzubieten hatte.

Es ist wahrscheinlich, dass Otto Grünmandl Mitte der 1970er Jahre bereits von Joseph Zoderer als Lyriker gehört hat, ob er ihn gelesen oder persönlich gekannt hat, muss offen bleiben. Mit Sicherheit aber stand Grünmandl umgekehrt als einer der spannendsten Figuren des Nordtiroler Literaturbetriebs bei Zoderer ganz oben auf der Liste der „Wichtigen“. Zoderer hat, dafür gibt es Indizien, seine Karriere nicht dem Zufall überlassen, er hat seine Netze gezielt ausgeworfen und überall Verbündete gesucht. Und Grünmandl war nicht nur als Schriftsteller für ihn interessant, er war auch beim ORF tätig und konnte damit als Multiplikator für einen aufstrebenden Autor Bedeutung erlangen.

Mitte Dezember, so ist der vorliegenden Widmung zu entnehmen, hat Zoderer eine Lesung von Grünmandl in Innsbruck besucht und die Gelegenheit genutzt, ihm sein neues Buch zu überreichen – vielleicht bei einer Zigarette „auf der Straßen stehend“, vielleicht verbunden mit der Bitte, ihn im österreichischen Rundfunk weiterzuvermitteln.

Erika Wimmer

Impressum

**© 2020 Forschungsinstitut Brenner-Archiv
Fotos: Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Maria Piok
Gestaltung: Markus Ender**